Denkmalpflege in Bremen

10

2013

Schriftenreihe des Landesamtes für Denkmalpflege Bremen

Architektur der Zwanzigerjahre

Edition Temmen

Schriftenreihe des Landesamtes für
Denkmalpflege Bremen

Herausgegeben von Prof. Dr. Georg Skalecki

Heft 10

2013

Denkmalpflege in Bremen
Heft 10

Prof. Dr. Georg Skalecki (Hg.)

Edition Temmen

Herausgeber:
Prof. Dr. Georg Skalecki,
Landeskonservator

Redaktionsteam:
Dr. Rolf Kirsch (Leitung)
Karin Geiss M. A.
Margarethe Haberecht
Susanne Schöß M. A.
Uwe Schwartz M. A.
Dipl.-Ing. Gudrun Spengler

Landesamt für Denkmalpflege
Sandstraße 3
28195 Bremen
www.denkmalpflege.bremen.de
office@denkmalpflege.bremen.de

Hohenlohestraße 21
28209 Bremen
Tel. 0421-348 43-0
Fax 0421-348 094
www.edition-temmen.de
info@edition-temmen.de
ISBN 978-3-8378-1036-3

Autorenverzeichnis

Landesamt für Denkmalpflege Bremen
- Dr. Rolf Kirsch
- Susanne Schöß M.A.
- Uwe Schwartz M.A.
- Prof. Dr. Georg Skalecki
- Dipl.-Ing. Gudrun Spengler
- Dipl.-Ing. Ottmar Struwe
- Dipl.-Ing. Axel Vos

Abbildungsnachweis

Arbeitsgruppe Bautechnik der Vereinigung der Landesdenkmalpfleger, Grafikdesign: Katrin Schlüsener: S. 79
Archiv Böttcherstraße: S. 52, 57 li., 60
Bauen und Wohnen 2/1956, S. 38: S. 87 o.
Gesundheit Nord gGmbH, Histor. Archiv: S. 70, 71
Hilmes Lamprecht Architekten, Bremen: S. 88, 89
Moderne Bauformen 7/1908: S. 82 o.
Walter Müller-Wulckow, Bauten der Gemeinschaft, 2. Aufl. Königstein 1929, S. 39: S. 45 u.
Staatsarchiv Bremen: S. 14, 65
Stadtarchiv Bremerhaven: S. 10
Wohnungsbauten nach dem Kriege in den Städten der Unterweser. Bremen, Wesermünde, Bremerhaven, Düsseldorf 1929, S. 45: S. 9
Wissenschaftlich-Technische Arbeitsgemeinschaft für Bauwerkserhaltung und Denkmalpflege e. V. (WTA) und Vereinigung der Landesdenkmalpfleger (VdL): S. 78
Alle anderen Abbildungen: Landesamt für Denkmalpflege

Titelbild: Bremen, Himmelssaal im Haus Atlantis, Böttcherstraße

Abb. S. 6: Vegesack, ehemaliges Boots- und Vereinshaus des Vegesacker Rudervereins

Inhalt

Vorwort

Hiermit legen wir Heft 10 der Schriftenreihe »Denkmalpflege in Bremen« vor, Grund, dieses kleine Jubiläum kurz zu würdigen. Zehn Jahre, eine Dekade, erscheinen nun schon regelmäßig unsere Mitteilungen. Dabei kommt es mir vor, als sei es gerade eben gewesen, dass ich im ersten Heft, als Einstieg, im Editorial »Die Verpflichtung des Denkmalpflegers zur Öffentlichkeitsarbeit« thematisiert habe. Das war kurz nach einer gewissen »Hoffmann-Axthelm-Debatte«, als die angebliche Kommunikationsunfähigkeit der Denkmalpflege angeprangert wurde. Viel ist seitdem geschehen: Bemühungen zu breiterer Öffentlichkeitsarbeit sind an vielen Stellen zu beobachten. Tagungen haben sich des Themas der Denkmalvermittlung angenommen, und die Wichtigkeit dieser Arbeit wurde vielfach deutlich gemacht. Das Landesamt für Denkmalpflege Bremen betreibt seit gut zehn Jahren – nicht nur mit dieser Reihe – eine offensive und erfolgreiche Öffentlichkeitsarbeit. Unsere Schriftenreihe »Denkmalpflege in Bremen« ist aber auch ein fester Bestandteil unserer Denkmalvermittlungsstrategie. Die Verkaufszahlen im freien Buchhandel zeigen, dass unsere Reihe eine »Bremensie« geworden ist und viele Menschen erreicht, wir diese damit für die Bedeutung unserer Denkmäler und die Arbeit der Denkmalpflege sensibilisieren können.

In diesen zehn Jahren ist es stets gelungen, das neue Heft pünktlich zu Ostern erscheinen zu lassen, eine Beständigkeit und Zuverlässigkeit, die den Leser freut, die aber auch Anlass sein soll für einen herzlichen Dank an die Redaktion und die Autoren, in der Regel Mitarbeiter des Landesamtes. Unter der hohen Arbeitsbelastung des Alltagsgeschäfts nebenbei noch Beiträge zu verfassen oder zu redigieren, zeugt von hohem Engagement für die Arbeit.

Der Anspruch, mit unserer Reihe aktive »Denkmalvermittlung« zu betreiben, macht sich auch daran fest, dass jedes Heft ein Schwerpunktthema hat. So haben wir bereits unterschiedliche Baugattungen behandelt: Kirchenbau, Wohnhausbau, Industrie- und Gartendenkmale. Mit dem vorliegenden Heft haben wir uns einer »Epoche« zugewendet, den 1920er Jahren. Dieser Zeitraum ist geprägt von einem Nebeneinander verschiedener Strömungen, der klassischen Moderne, des Traditionalismus und des Expressionismus. Bremer Beispiele dieser Phänomene werden vorgestellt. Neben denkmalkundlichen Beiträgen stehen aber wieder auch Berichte zu Sanierungsfragen, insbesondere zum Thema der energetischen Sanierung von Denkmalen. Damit werden wieder unterschiedliche Facetten denkmalpflegerischer Arbeit beleuchtet.

In diesem Sinne hoffen wir, dass auch in den nächsten zehn Jahren unsere Reihe von Ihnen wohlwollend aufgenommen wird.

Der Herausgeber

Rolf Kirsch

Wohnbauten zwischen den Weltkriegen in Bremen

Die Zeit zwischen den beiden Weltkriegen ist von großen Umbrüchen geprägt, verursacht durch die dramatischen Erschütterungen, die der Erste Weltkrieg in den allgemeinen Lebensumständen, in Kultur und Geisteswelt ausgelöst hatte und die sich auch folgerichtig in der Architektur dieser Epoche niedergeschlagen haben. Bei aller Entschiedenheit damaliger neuer Bautendenzen darf aber die weiterwirkende Kraft der Tradition nicht ignoriert werden, wie wir noch sehen werden. Der Beitrag von Uwe Schwartz in diesem Heft beschäftigt sich mit den öffentlichen Bauten Bremens in dieser Zeit, während Susanne Schöß einen regionalen Überblick über das Baugeschehen dieser Jahre in Bremen-Nord gibt. Der vorliegende Beitrag hat sich zum Ziel gesetzt, das Spektrum der Formgebung im Wohnbau der 1920er-Jahre im Land Bremen vorwiegend anhand der bereits unter Denkmalschutz stehenden Beispiele darzustellen, wobei der Schwerpunkt der Abhandlung auf der Stadt Bremen liegen wird.

Zwei Phänomene der Architektur werden gewöhnlich mit der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg in Deutschland in Verbindung gebracht: Der Expressionismus einerseits und das »Neue Bauen« andererseits. Beide haben ihre Anfänge bereits in der Zeit kurz vor dem Krieg, kommen jedoch erst nach dem Krieg zur Entfaltung. Nicht primär als Gegensätze, sondern eher als zwei Seiten einer Medaille sind diese Strömungen anzusehen. Beiden Erscheinungen ist gemeinsam, dass sie aus der moralischen Erschütterung des Ersten Weltkrieges heraus mit dem Selbstverständnis einer Avantgarde radikalen idealistischen Zielsetzungen verpflichtet waren: Die Architektur sollte den höchsten Zielen dienen, nichts weniger als die Formung eines neuen Menschen und die Gesundung und Verbesserung aller Lebensumstände bewirken helfen. Viele prominente Architekten hatten Anteil an beiden Entwicklungen. Man tut dem Expressionismus jedoch Unrecht, wenn man ihn lediglich als zu überwindende Zwischenstation auf dem Fortschreiten zur »Klassischen Moderne« ansieht, wie einige Parteigänger des Neuen Bauens es taten. Weitere Begriffe für dieses Neue Bauen sind unter anderem Neue Sachlichkeit, International Style oder Internationaler Stil, Rationalismus, Funktionalismus, Weiße Moderne und Klassische Moderne, letzterer in jüngster Zeit zunehmend populär geworden. Diese Ausdrücke sind offenkundig keineswegs exakt synonym und changieren, reduzieren das Phänomen teilweise auch auf Teilaspekte ohne wirkliche Allgemeingültigkeit (»Weiße Moderne«) oder sind gar verdeckt gegensätzlich wie das Begriffspaar Funktionalismus-Rationalismus.

Die vielen Benennungen scheinen einer Vieldeutigkeit des Geschehens zu entsprechen. Besonders zwiespältig mutet der Begriff der »Klassischen Moderne« an, denn er suggeriert – wenn auch wohl nicht intendiert – ein Verständnis einer kanonisierten, »eigentlichen«, allgemeingültigen, verbindlichen Form von Moderne. Als Abgrenzung gegenüber der Nachkriegsmoderne (und inzwischen auch gegenüber aktueller Neo-Moderne bzw. Post-Postmoderne) hat er dennoch seine Berechtigung. Andererseits leistet er der Mythen- und Legendenbildung um Bauhaus und Neues Bauen Vorschub, die seit den 20er-Jahren ein zu einseitiges Bild des Architekturgeschehens der Zwischenkriegszeit erzeugt hatte, das bis heute nachwirkt. Schöpfungen des Neuen Bauens haben jedoch statistisch betrachtet in der Menge der in dieser Zeit entstandenen Bauten eine untergeordnete Rolle gespielt. Daneben gab es einen in

der Zahl seiner Hervorbringungen weit überwiegenden breiten Mainstream einer konventionelleren Architektur, der sich aus verschiedenen Einflüssen speiste, die zu einem nicht unbeträchtlichen Teil noch auf die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg zurückgehen: Reformbewegung, Gartenstadtbewegung, Heimatschutzbewegung, wiederbelebter Klassizismus.

Auch diese Bauten, die nicht selten vereinzelte Anleihen beim Neuen Bauen oder auch beim Expressionismus in ihre Gestaltungsweise integrierten, sind nicht etwa mehr späte Ausläufer des Historismus, sondern ebenfalls auf eine manchmal schwer zu fassende Weise »modern«. Für sie hat sich der scheinbar paradoxe Begriff der »Konservativen Moderne« (bzw. »Traditionalistischen Moderne«) eingebürgert. Die »Vielfalt der Moderne« (so der programmatische Untertitel eines von John Zukowsky herausgegebenen Buches aus dem Jahr 1994) war durch die Mythenbildung um die »Klassische Moderne« zu Unrecht fast in Vergessenheit geraten. Es kann als ein Verdienst der von Vittorio Magnago Lampugnani kuratierten Ausstellungsreihe »Moderne Architektur in Deutschland 1900 bis 1950« (1992–1998) im Deutschen Architekturmuseum in Frankfurt betrachtet werden, die Wiederentdeckung der Vielfalt der Architektur-Moderne auch über den engen Kreis der Architekturhistoriker hinaus entscheidend gefördert zu haben. Wiederentdeckung, nicht erstmalige Wahrnehmung, ist hier das richtige Stichwort, denn ein maßgebliches zeitgenössisches deutsches Dokument der modernen Architektur, Walter Müller-Wulckows legendäres und folgenreiches, reich bebildertes vierbändiges Werk »Deutsche Baukunst der Gegenwart«, 1926–1932 in erster Auflage in der Reihe der populären Kunstbände des Langewiesche-Verlages »Die Blauen Bücher« erschienen, hatte bereits ganz bewusst die Vielfalt der Architektur der damaligen Gegenwart thematisiert.

Wohnhausblock an der Fritz-Reuterstraße im Stadtteil Lehe
Bauherr Spar- und Bauverein Lehe

Wohnblock Fritz-Reuter-Straße, Bremerhaven

Beispiele des Neuen Bauens treten in Bremen und auch in Bremerhaven nur vereinzelt in Erscheinung. Lediglich im Bereich des kommunalen und des genossenschaftlichen Mietwohnhausbaus hat die frühe Moderne sich stärker bemerkbar gemacht, obwohl sie auch hier keineswegs das Feld allein beherrscht. Im privaten Wohnhausbau lassen sich die Vertreter der Moderne hingegen an einer Hand abzählen. Auch in anderen Städten, selbst in Hamburg oder Berlin, verhält es sich nicht ganz unähnlich: Das Gros der Bauten der frühen Moderne ist im Großsiedlungsbau anzutreffen, private Bauherren ließen sich nur selten Einfamilienhäuser gemäß den neuen Idealen errichten. Allerdings kann speziell für Bremen eine nochmals gesteigerte Zurückhaltung konstatiert werden, die ihre Ursache in einer damals örtlich vorherrschenden konservativen Mentalität hat.

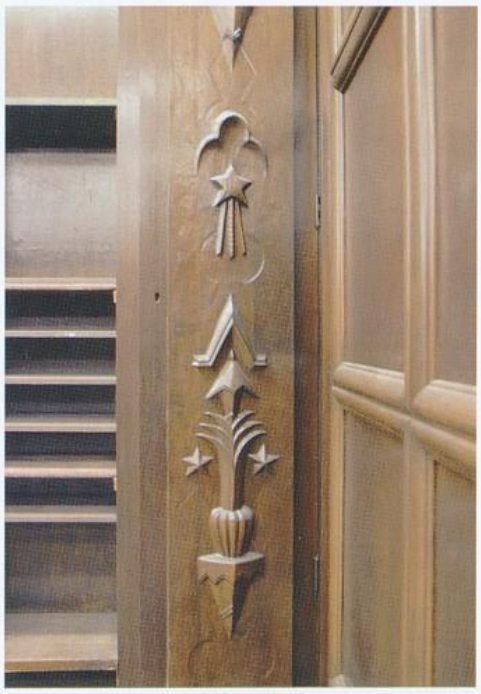
Der Expressionismus hat im Wohnhausbau unserer Region mehr Spuren hinterlassen, wenn auch selten in reiner Ausprägung. In ihrer Gesamtform entschieden den expressionistischen Bestrebungen angehörige Wohnbauten sind kaum zu verzeichnen. Am ehesten trifft dies noch auf zwei dem norddeutschen Backsteinexpressionismus im Sinne Fritz Högers zuzuordnende Beispiele aus dem heutigen Bremerhaven zu, den sogenannten »Wohnwasserturm« im Stadtteil Wulsdorf und den Wohnblock des Gemeinnützigen Spar- und Bauvereins Lehe an der Fritz-Reuter-Straße im Stadtteil Lehe (vgl. zu Letzterem: Denkmalpflege in Bremen Bd. 7, S. 87 f.). Die expressive Großform der 1927–1930 nach Entwürfen des Architekten Ernst Cappelmann realisierten Leher Wohnanlage und ihre heute wegen hinzugekommener Bebauung nicht mehr abbildbare, monumentale städtebauliche Inszenierung verdeutlicht eine historische Schwarz-Weiß-Aufnahme. Beide Großprojekte entstanden auf damals noch preußischem Boden innerhalb der 1924 gebildeten und bis 1947 – unter 1939 erfolgtem Einschluss Bremerhavens – existierenden, kurzlebigen Stadt Wesermünde.

Wohnwasserturm Wulsdorf um 1930

Der 33 Meter hohe, nicht nur durch seine beiden dreieckigen Treppenhauserker äußerst monumental wirkende, als Wahrzeichen intendierte Wohnwasserturm wurde 1926–1927 unter Leitung und nach Entwürfen des Wesermünder Stadtbaurats Wilhelm Kunz als Stahlbetonkonstruktion mit Klinkerverblendung und als erstes Hochhaus an der Unterweser errichtet. Sein Bau wurde notwendig, um den kräftig gestiegenen Wasserbedarf des Fischereihafens in Geestemünde zu decken. Die sehr ungewöhnliche, geniale Kombination mit einem Wohnhochhaus erlaubte es zugleich, der örtlichen Wohnungsnot zu begegnen, ermöglichte es aber auch dem Bauherren, den kommunalen Wasserbetriebswerken, wohnungsbaugebundene, aus der Hauszinssteuer gespeiste vergünstigte Hypotheken in Anspruch zu nehmen: Der Turm beherbergt auf sechs Geschossen insgesamt 20 Zwei- und Dreizimmerwohnungen. In Deutschland sind nur zwei weitere Bauwerke mit der Funktionskombination Wasserturm/mehrgeschossiges Wohnhaus bekannt: Ein ebenfalls expressionistischer, jedoch deutlich kleinerer Turm von 1929 im schleswig-holsteinischen Preetz, nach Wulsdorfer Vorbild entstanden, und ein früher Rundturm von 1877 mit inte-

grierten Personalwohnungen im Berliner Stadtteil Prenzlauer Berg. Nur bedingt vergleichbar ist der expressionistische, 1927–1928 entstandene Blumenthaler Wasserturm (vgl. S. 47 f. in diesem Heft), der lediglich zwei Dienstwohnungen im unteren Turmschaft beherbergte. In seiner architektonischen Gliederung mit diagonal gestellten Eckpfeilern und Dreieckslisenen dürfte der Wulsdorfer Wohnwasserturm vom Anzeigerhochhaus Fritz Högers in Hannover beeinflusst worden sein. Der Bau ist ein Dokument der Hochhausbegeisterung in Deutschland in den 1920er-Jahren.

Bezeichnender für unsere Region als der Bau wirklich expressionistisch durchgestalteter Architekturen ist jedoch die Verwendung expressionistischer Gestaltungsmuster in der Art, dass lediglich einzelne Bauteile oder auch nur der bauplastische Gebäudeschmuck oder die Inneneinrichtung expressionistischen Formvorstellungen folgen, während der Baukörper selbst sich insgesamt in eher konventionellen Bahnen bewegt. Ein gutes Beispiel für diese Richtung ist die ab 1925 als erstes Bauprojekt der GEWOBA begonnene Wohnanlage des sogenannten Ge-



Expressionistische Innenraumgestaltung in einer Gründerzeitvilla, Bremen, Hollerallee 79

Gewerkschaftsblock, zweiter Bauabschnitt, Gröpelinger Heerstraße 60–74, 1926–1927

werkschaftsblocks (Gröpelinger Heerstraße/Altenescher Straße, Pastorenweg/Werschenreger Straße/Grasberger Straße). Generell ist festzustellen, dass die expressionistische Architektur in Deutschland sich schnell weit von den heute teils fremdartig wirkenden, radikal utopischen und gesellschaftspolitisch grundierten konzeptionellen Triebkräften der Bewegung in der frühen Zeit nach dem Ersten Weltkrieg, wie sie sich etwa in den kristallinen Architekturfantasien Bruno Tauts und der Mitglieder der »Gläsernen Kette« spiegeln, entfernte, um sich letztlich als »Dreiecksmoderne« oder »Zackenstil« zu einem alltagstauglichen Vokabular modischer expressionistischer Formeln und Versatzstücke zu transformieren, das den Bauten teils nur noch agraffenhaft angeheftet war. Sogar die Kombination expressiver Details mit vorherrschenden Grundformen des Neuen Bauens lässt sich beobachten, sehr deutlich beispiels-

Friesenstraße 11, Bremerhaven-Lehe

weise beim Wohn- und Kontorhaus Friesenstraße 11 in Bremerhaven-Lehe, das sich der Kaufmann Hans Gideon 1927–1928 von dem ortsansässigen Architekten Heinz Ulrich errichten ließ, der in vergleichbarer Manier 1928–1929 auch das Mietswohn- und Geschäftshaus der Viehmarktsbank an der Leher Schlachthofstraße gestaltete. Am Wohnhaus Gideon sind spitzgiebelig abschließende, diagonal gesprosste Schießscharten-Fensterchen und ein mit umgekehrter Zackenstruktur antwortender Balkonbrüstungsfries kombiniert mit modernen Formen wie dem horizontalistisch gegliederten umlaufenden Fensterband am runden Vorbau, während das Dach nur als vorgetäuschtes Flachdach, in Wahrheit aus zwei gegenläufigen flach geneigten Pultdachelementen gebildet, daherkommt.

Mit dem Wulsdorfer Wohnwasserturm und dem Wohnblock Fritz-Reuter-Straße in Lehe war schon das Thema des sozialen Wohnungsbaus der 1920er-Jahre, bezogen auf Bremerhaven, angeschnitten worden. Über dieses Thema hat bereits Uwe Schwartz im Bremerhaven-Heft unserer Reihe (Denkmalpflege in Bremen 5, 2008, S. 74–83) berichtet, sodass hier ein Verweis und eine Erwähnung der beiden herausragenden Wohnungsbauprojekte unter Einfluss der modernen Bewegung genügen sollen: Es sind dies die Flachdach-Wohnblocks entlang der Bürgermeister-Smidt-Straße nördlich des Waldemar-Becké-Platzes und der sogenannte Werkblock des Geestemünder Bauvereins (Werkstraße 14–20, 1929–1930, vgl. Denkmalpflege in Bremen 7, 2010, S. 86 f.).

Die Stadt Bremen selbst war im Wohnungsbau der Zwischenkriegszeit durch einige Besonderheiten geprägt, die sie deutlich vom Durchschnitt des Wohnungswesens in anderen deutschen Städten abhoben. Bremen, zwischen 1920 und 1927 von einer konservativen Bürgerblock-Koalition regiert, hatte vor allem aufgrund seiner traditionellen Dominanz des Einfamilien-Reihenhauses im Stadtbild und des gleichzeitigen weitgehenden Fehlens von Etagenmietwohnhäusern eine Sonderstellung inne. Das Vorherrschen des Einfamilienhauses schwächte sich auch durch die drückende Wohnungsnot nach dem Ersten Weltkrieg und die gegen sie ergriffenen Maßnahmen sowie auch durch das – hier im Vergleich zu anderen Ländern ohnehin geringere – Erstarken der gemeinnützigen Bauträger nur vergleichsweise wenig ab. Die zur Abschöpfung des Inflationsgewinns der Immobilienbesitzer 1924 durch Reichsgesetzgebung geschaffene Hauszinssteuer, deren Einkünfte zu einem Teil in die Förderung zinsgünstiger Neubaukredite geleitet wurden, war zwar auch in Bremen ein unverzichtbares Instrument der Wohnungsbauförderung. Doch erhob Bremen

Wohnanlage des Gemeinnützigen Beamten-Wohnungsvereins, Hamburger Straße 222-240

die hier abweichend als »Mietsteuer« bezeichnete Abgabe mit dem reichsweit niedrigsten festgesetzten Steuersatz. Die weit überwiegend auf den Bau von Ein- und Zweifamilienhäusern konzentrierten Bauunternehmer blieben in Bremen, abgekoppelt von der allgemeinen Entwicklung, zunächst weiterhin die größte Bauträgergruppe und bestritten zusammen mit den privaten Einzelbauherren zwischen 1924 und 1928 immer noch einen hohen Anteil von 63,5 Prozent des Wohnbauvolumens. Die gemeinnützigen Bauträger konnten zwar ihren Anteil in den ersten fünf Jahren der Hauszinssteuer bis 1928 auf ein knappes Fünftel steigern, doch blieb ihre Stellung weiterhin verhältnismäßig schwach. Dennoch war es ihnen vorbehalten, die ausdrucksstärksten und im Stadtbild auffälligsten Wohnbauten mit moderner Formgebung zu schaffen, auch wenn sich dies lediglich in vier Großprojekten manifestierte, die im Zeitraum von 1927 bis 1932 entstanden.

Die zwischen 1927 und 1932 durchgeführte einheitliche Bebauung eines rund 80.000 Quadratmeter großen Quartiers an der Hamburger Straße, einer wichtigen Ausfallstraße der östlichen Vorstadt, nach einem unter staatlicher Regie fixierten Konzept war ein aufsehenerregendes Novum für Bremen, weil hier erstmals nach einer umfassenden Planung ein Wohnviertel mit mehr als 1000 Wohneinheiten entstehen sollte. Der bremische Staat hatte das Areal zur Verfügung gestellt und einen Wettbewerb unter den Bremer Architekten veranstaltet, um etwas »Mustergültiges« zu schaffen und der bisherigen »verzettelten« Bautätigkeit der Unternehmer eine geordnete städtebauliche Lösung entgegenzusetzen, wie Baudirektor Wilhelm Knop betonte. Das Wohnungsbauamt koordinierte die Planungen und setzte den Rahmen, Bauunternehmer und Baugenossenschaften führten die Bauten aus.

Das Gebiet wird durch die Hamburger Straße im Süden, die Stader und die Nienburger Straße als breitere Verkehrsstraßen im Osten und Westen sowie den schmaleren Rennstieg im Norden begrenzt. Die Bebauung setzte sich aus einem abschirmenden Blockrand-Bebauungsriegel von drei- bis fünfgeschossigen Wohn-

blocks an der Hamburger und Stader Straße und im südlichen Bereich der Nienburger und Weimarer Straße sowie einer flächenmäßig dominierenden, durch schmale Wohnstraßen unterteilten Bebauung mit Ein- und Zweifamilien-Eigentumshäusern mit herkömmlichen Satteldächern zusammen. Diese kleineren Bauten bieten heute ein recht buntscheckiges Bild divergierender Modernisierungen.

GEWOBA-Großsiedlung Friedrich-Ebert-Straße, um 1930

Der Bereich der von der konservativen Angestellten-Baugenossenschaft GAGFAH 1931-1932 errichteten viergeschossigen Riegelbebauung zwischen Weimarer und Nienburger Straße wurde ebenfalls nachteilig verändert. Dieser Abschnitt entstand als die letzte aus der Hauszinssteuer finanzierte Wohnanlage Bremens nach Plänen des Bremer Architekten Hermann Gildemeister in entschieden moderner Formgebung mit Flachdächern.

Der recht gut erhaltene denkmalgeschützte Bereich, der vom Gemeinnützigen Beamten-Wohnungsverein 1928-1929 bebaute, einheitliche dunkle Klinkerfassaden zeigende Abschnitt an Hamburger, Weimarer, Altenburger und Stader Straße, bildet eindeutig das Schmuckstück der Gesamtanlage. Die Entwürfe lieferte der bekannte Architekt Heinz Stoffregen (1879-1929). Stoffregen war Mitglied der konservativen Architektenvereinigung »Block«, die in Opposition zum »Ring« - dem Zusammenschluss der Neuerer um Gropius, Mies van der Rohe, Häring und Scharoun - gegründet worden war. Seine traditionalistische Haltung zeigt sich trotz der modern aufgefassten Großform der Zeile an der Hamburger Straße, trotz der über Eck geführten Fensterbänder der Erker und trotz der beiden dynamischen Ladengeschoss-Eckausbildungen à la Mendelsohn deutlich am dekorativen Klinkerschmuck des weit auskragenden - und das Flachdach abmildernden - Hauptgesimses und an der ornamentalen, eine traditionelle Eckrustika andeutenden Bänderung der Ecken der beiden Eckbaukörper.

Die 1929 bis 1931 entstandenen, sich stadteinwärts trichterförmig verengenden kubisch-modernen Wohnblockreihen der Gemeinnützigen Wohnungsbaugemeinschaft der freien Gewerkschaften für Bremen und Umgebung e.V. (GEWOBA) nach Planungen und unter Federführung der gewerkschaftlichen Bauhütte Hansa in der Bremer Neustadt auf beiden Seiten der Friedrich-Ebert-Straße stellen nach dem »Gewerkschaftsblock« in Gröpelingen das zweite Bauprojekt einer gewerkschaftlich orientierten Wohnungsbaugenossenschaft in Bremen dar. Diese imposante, an einer neu angelegten Ausfallstraße - der damaligen Rathenau-Straße - über eine Länge von einem halben Kilometer sich erstreckende, in zwei leicht differierende Abschnitte geteilte, vier- bis fünfgeschossige Mietwohnungsanlage hatte nicht nur eine aus heutiger Sicht hohe lokale wohnungsbaugeschichtliche, sondern schon damals eine enorme politische Bedeutung. Als Machtdemonstration der gewerkschaftlich organisierten Arbeiterschicht und als Kampfansage an das von bürgerlich-konservativen Kreisen propagierte Bremer Haus war sie gedacht und wurde sie verstanden - und bekämpft. Die Dimensionen der Anlage mit 485 Wohnungen sprengten den damaligen Bremer Rahmen und wurden als sensationell oder skandalös empfunden, je nach politischer Couleur. Der Ausführung des zweiten Bauabschnitts war ein Wettbewerb vorangegangen, den der als Traditionalist profilierte, bekannte Bremer Architekt Rudolf Jacobs mit

einem sehr modernen Entwurf gewonnen hatte, der allerdings nicht zur Ausführung kam. Man entschied sich für den dritten Preis, einen Entwurf sozusagen aus dem eigenen Stall, der von Johannes Willy Berner und Erich Bohne von der Bauhütte Hansa stammte, die auch die Baumaßnahme durchführte. Damit konnten Berner und Bohne, die bereits den ersten Bauabschnitt geplant hatten, ihr Werk fortsetzen.

Die klaren, glatten kubischen Formen werden aufgelockert durch Vor- und Rücksprünge im Grundriss, durch Asymmetrien in der Grundrissausbildung zwischen den beiden Straßenseiten, durch Materialwechsel zwischen verputzten und mit Backstein verkleideten Fassadenbereichen sowie auch durch eine etwas unmotiviert wirkende, hier einmal als »halbornamental« angesprochene Fassadengliederung im ersten Abschnitt des Bauvorhabens: Fenstereinfassungen aus hellem Werkstein sind dort durch Werksteinbänder auf halber Höhe der quadratischen Fenster zu einem grafischen Verbund, der mit dem dunklen Klinkermaterial der Fronten hart kontrastiert, zusammengefasst, die Türeinfassungen besitzen dort schwere vorkragende Schlusssteine aus Werkstein, die sich teilweise in Suprapositur in den Obergeschossen als funktionslos in den Fassaden »schwimmende« Konsolen wiederholen – insgesamt vielleicht ein Zugeständnis an überkommene Sehgewohnheiten. Den konsequentesten modernen Ausdruck erreicht die Anlage im zweiten Bauabschnitt südlich der Thedinghauser Straße, wo die Fronten von mehreren Wohneinheiten teilweise zu einer völlig ungegliederten, nur durch die endlos-gleichförmig gereihten Fensteröffnungen unterbrochenen Klinkerfläche zusammengefasst sind. Fahnenmasten, die am Maifeiertag oder auch in Wahlkampfzeiten beflaggt wurden, setzten der durchgehend horizontalen Wirkung der monumentalen Wohnanlage einige vertikale Akzente entgegen.

Die in jeder Hinsicht modernste, auch formalästhetisch überzeugendste Geschosswohnanlage des Neuen Bauens in Bremen wurde 1929–1930 errichtet: Die Wohnanlage Bismarck-

Einer der Blocks der AfA-Wohnanlage, Bismarckstraße

Kurfürstenallee 15

straße 108–126. Bauherrin war die eigens gegründete AfA-Wohnungsbaugesellschaft Bremen der Angestellten des Allgemeinen freien Angestelltenbundes (AfA), die sich der DEWOG Deutsche Wohnungsfürsorge AG für Beamte, Angestellte und Arbeiter, Zweigstelle Hamburg, für Planung und Umsetzung bediente. Die Entwürfe stammten von den in Hamburg für die DEWOG tätigen und in vergleichbaren Projekten erfahrenen Architekten Willy Berg und Max Paasche. Erstmals wurde in Bremen, wohl am Vorbild der berühmten Karlsruher Dammerstock-Siedlung (ab 1928) von Gropius und Haesler orientiert, die konsequent funktional in Nord-Süd-Richtung quer zur Straße gestaffelte Zeilenbauweise mit vorwiegend nach Westen ausgerichteten Balkons und Loggien angewendet. Die Klinkerblocks mit den prägnanten, an Mendelsohn gemahnenden, weit vorkragenden und in ihrer Reihung städtebaulich außerordentlich wirksamen Rundbalkons waren nicht nur formal modern, sondern besaßen auch mit Zentralheizungsanlage, mit in allen 187 Mietwohnungen verfügbaren Bädern, mit Vollelektrifizierung und einer mit Maschinen bestückten Zentralwaschküche den damals mit Abstand fortschrittlichsten Ausrüstungsstandard für Arbeiter- bzw. Angestelltenwohnungen in Bremen. Die Bauherrin sprach stolz vom »modernsten Wohnblock Deutschlands«.

Wir verlassen das Feld des staatlich geförderten genossenschaftlichen Wohnungsbauwesens und wenden uns dem individuell geplanten privaten Wohnhausbau der Zwischenkriegszeit zu. Ein Haus wie die vorstädtische großbürgerliche Villa Kurfürstenallee 15 in Bremen hätte sicherlich auch schon vor dem Ersten Weltkrieg entstehen können. Sie nimmt noch keinerlei Notiz von expressiven oder gar frühmodernen Formvorstellungen. Die zweistöckige und siebenachsige, nobel wirkende Backsteinvilla mit hohem Walmdach wurde 1920–1922 von dem prominenten Bremer Architekten Carl Krahn (1881–1956) erbaut, der vorwiegend traditionalistisch orientiert war. Das Haus knüpft an die Tradition des klassizisierenden niederländisch-

norddeutschen Backsteinbarock an. Die Barockformen sind jedoch stilisiert, reduziert und teilweise auch eigenwillig neu interpretiert – wie der »eingestülpte« Portikus. Das Haus gehört dem Typus der blockhaft geschlossenen, meist backsteinsichtigen Walmdachvilla an, wie er in Norddeutschland und speziell auch in Bremen in zahlreichen Exemplaren und Varianten vor und nach dem Ersten Weltkrieg vertreten ist. Es entspricht im Grunde noch den Tendenzen der in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg populären »Um 1800«-Bewegung, benannt nach dem gleichnamigen einflussreichen Buch von Paul Mebes aus dem Jahr 1908, die durch den Rückgriff auf die schlichten Bauten des Spätbarock und des Frühklassizismus die als Verfallserscheinung gewertete eklektizistische Architektur des Historismus überwinden wollte.

Etwa sechs Jahre Jahre später entsteht 1927–1928, ebenfalls von Krahn entworfen, das Wohnhaus des Rechtsanwalts Dr. Otto Meyer, Unter den Eichen 12. Dieses gediegene Haus ist in zweierlei Hinsicht bemerkenswert: Es verdeutlicht einerseits, wie Krahn seinen barockisierenden Walmdach-Klinkervillen-Typ weiterentwickelt unter behutsamer Integration expressionistischer Motive (Giebelform der Gaube, Vorgarteneinfriedung) und sogar moderner Anklänge (liegende Formate der Sprossenfenster-Binnenteilung, horizontale Fenster-Fensterladen-Reihung, weitgehender Dekorverzicht), andererseits macht es aber auch im Kontext mit seinem Nachbarhaus zur Linken schlagartig die Ungleichzeitigkeit des Gleichzeitigen in der Architektur der späten Zwanziger deutlich: Es steht direkt neben der im gleichen Zeitraum erbauten Villa Wenhold, dem frühesten erhaltenen Privatwohnhaus der Moderne in Bremen, von dem unten noch die Rede sein wird. Bald darauf, im Jahr 1930, sollte auch Krahn mit dem viergeschossigen Mehrfamilienwohnhaus Gabriel-Seidl-Straße/Ecke Georg-Gröning-Straße ein Bauwerk in fast ungebrochen modernen Formen errichten. Wie sich seine weitere Entwicklung vollzogen hätte, bleibt ungewiss, da Krahn kurze Zeit später aus gesundheitlichen Gründen seine Architektentätigkeit beenden musste.

Den kubisch geschlossenen großbürgerlichen Walmdachvillen-Typ mit noch immer barocken Anleihen verkörpert auch das 1927–1929 von dem bekannten Bremer Büro Wellermann & Frölich entworfene Haus Pavenstedt (Schwachhauser Heerstraße 222). Es stellt jedoch nicht nur durch seine verputzten Fronten, sondern auch durch seine reizvoll-manierierte Gestaltung eine Besonderheit dar. Dieser im Œuvre von Wellermann & Frölich auffällige, »konservativ-moderne« Bau zeigt einige expressionistische Motive, darunter die kristallinen Schlusssteine über den drei mittleren Fensteröffnungen des Obergeschosses und die Bekrönungen der Einfahrtpfosten.

Gleichzeitige Gegensätze: Unter den Eichen 12 und 14–16

Schwachhauser Heerstraße 222

Schwachhauser Ring 4

Deutlich expressionistischer in seiner Gesamtanmutung ist das Klinker-Doppelwohnhaus Schwachhauser Ring 2-4. Es wurde für den gehobenen bürgerlichen Bedarf 1925-1927 von der renommierten Bremer Architektengemeinschaft Runge & Scotland errichtet. Spezielles Interesse gewinnt der Bau durch seine besondere Position im Werk von Runge & Scotland, indem er das Abweichen von den konventionelleren Entwürfen des Büros hin zu einem expressionistischen Ausdruck in den 20er-Jahren illustriert: Zunächst noch, wie kurz zuvor die ebenfalls von Runge & Scotland realisierte benachbarte Hauszeile Schwachhauser Ring Nr. 6-16, in ruhigen Heimatschutz-/Reformarchitekturformen entworfen, bekam der Bau während der Bauphase ein expressionistisches Gewand, das zwar den ursprünglichen Entwurf noch durchscheinen ließ, ihm aber mit im Grunde sehr wenigen Änderungen doch einen völlig anderen Charakter verlieh. Auf den Eingabeplänen in der Bauakte sind die entscheidenden Modifikationen in Bleistift skizziert, darunter vor allem die jetzt als Söller mit markanter Zackenkrone ausgebildeten Ecktürme.

Eine gelungene Melange unterschiedlicher Architekturströmungen stellt das 1929 von dem Bremer Architekten Arthur Bothe für sich selbst errichtete Wohnhaus Riensberger Straße 45 dar. Bothe, in seiner Ausbildung Meisterschüler von Wilhelm Kreis in Düsseldorf, pflegte im Wohnhausbau einen zwar dem Heimatschutzgedanken verpflichteten, zugleich aber sehr sachlichen, funktionellen und seine Wirkung aus einer großen Einfachheit und solider handwerklicher Ausführung schöpfenden Stil, der an die Arbeiten Heinrich Tessenows erinnert. Die nahezu ungegliederte Straßenfront wirkt trotz ihrer unkonventionellen Reduktion in keiner Weise karg oder simpel; sie erhält eine lebendige Spannung durch das für Bothe typische Oberflächenrelief der verputzten und weiß gestrichenen Backsteine sowie die aus der Mittelachse nach links gerückte, schwere rund-

Haus Bothe, Riensberger Straße 45

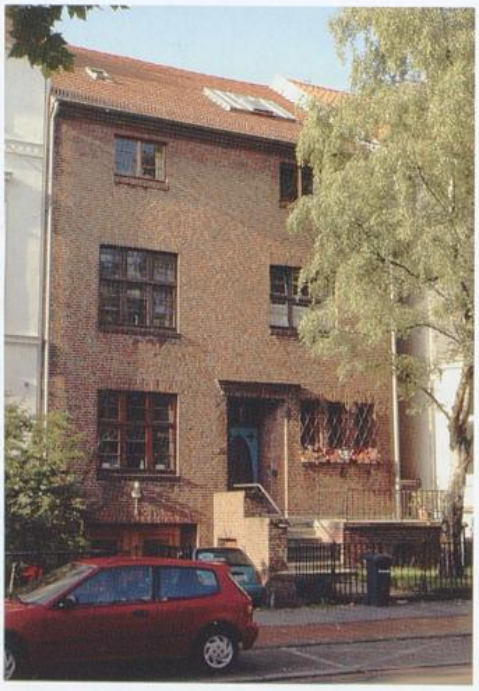
Osterdeich 59 B

bogige Haustür und die im Gegenzug im Obergeschoss weit rechts positionierte Hausfigur. Der über Eck gestellte scharfkantige Giebelspieß setzt einen expressionistischen Akzent. Die nordöstliche Traufseite besitzt hingegen ein gut integriertes modern-horizontalistisches Detail: die beiden Reihen kleinformatiger, waagerecht mit Eisenstäben vergitterter Fenster, die jeweils durch ein sohlbankartiges, durchlaufendes Klinkerband zusammengefasst werden.

Ein vergleichbarer konservativ-moderner »Grenzgänger« ist das Haus Osterdeich 59 B. Es wurde 1928 für den Kaffeeimportkaufmann Konsul Ernst Heinemann nach Plänen des Bremer Architekten Heinrich J. Kayser errichtet. Das lang gestreckte, traufständige Klinkergebäude mit Walmdach drückt durch seine betont stereometrische Grundform mit nur geringfügigem Dachüberstand und flächenbündigen Fenstern eine gewisse Modernität aus, erst recht durch das die westliche Schmalseite dominierende, über beide Geschosse reichende riesige Treppenhausdielen-Fenster. Das Haus zeigt jedoch auch unverkennbare Nähe zur konservativen Gestaltungsweise Paul Schmitthenners, nicht nur durch seine gleichmäßig gereihten Stichbogenfenster mit Klappläden. Neben einigen expressionistischen Anklängen im Bereich der Eingangstür und der Binnengliederung des Dielenfensters sind Einflüsse zeitgenössischer holländischer Wohnhausarchitektur zu verzeichnen: Der Bauherr unternahm eigens eine Reise in die Niederlande, um sich Anregungen zu verschaffen, und ließ einen aparten dunklen holländischen Handstrichziegel mit ungewöhnlich flachem und langem Format verwenden.

Das 1929–1930 nach Plänen aus dem Büro Otto Blendermann entstandene ehemalige Praxis- und Wohngebäude des Gynäkologen Dr. Franz Perlia in der Humboldtstraße 7 zeigt größere Nähe zur Moderne. Es ist in zweifacher Hinsicht ungewöhnlich: Es stellt das seltene, vermutlich einzigartige Beispiel einer späten Variante des »Bremer Hauses« unter Einfluss der

Moderne vor dem Zweiten Weltkrieg dar, und es verrät die späte Beeinflussung eines durch sein konservatives Schaffen bekannt gewordenen Bremer Architekten durch die neuen Gestaltungsideen. Trotz seiner Einbindung in eine Reihenhauszeile des geläufigen spätklassizistischen Bremer-Haus-Typs der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gewinnt das Haus durch seine abweichende Gestaltung fast den Charakter eines Solitärs. Lediglich die Hauptgesimshöhe und der Souterraingeschoss-Sockel sind beibehalten, ansonsten dominieren die Unterschiede: Dunkle, raue, flächige Klinkerfront statt glatter, heller, plastisch gegliederter Putzfassade, niedrigere Geschosshöhen unter Gewinn eines zusätzlichen Geschosses, Verzicht auf Fenstereinfassungen und funktionale Anordnung weniger, in ihrer Größe wechselnder, vorwiegend liegender Fenster. Ein modernes Element ist auch die aus der Bauzeit stammende Garage im Souterrain. Ein Glanzlicht setzt die original erhaltene, expressionistisch orientierte Tür mit parabelförmiger Verglasung samt stilisiert figurativer Binnenteilung mit maritimer Thematik.



Haus Dr. Perlia, Humboldtstraße 7

In einer Aufstellung privater Wohnhausbauten der Moderne in Bremen darf die 1927–1928 erbaute Villa Wenhold (Unter den Eichen 14–16) in Schwachhausen nicht fehlen, auch wenn sie in dieser Reihe bereits einmal Thema war (Heft 5, S. 39 f.). Sie ist das früheste erhaltene und bekannteste Beispiel ihrer Gattung in Bremen und Bremerhaven. Der Bau wurde von dem prominenten Düsseldorfer Architekten Emil Fahrenkamp gestaltet und war Gegenstand mehrerer zeitgenössischer Publikationen. Bauherr war der Sparkassendirektor Heinrich Wenhold. Der klare Flachdachbaukörper ist durch die unterschiedliche Behandlung von Erd- und Obergeschoss deutlich horizontal geschichtet: Über einem verklinkerten Sockelgeschoss »schwebt« nahezu das an der Straßenseite schwach vortretende verputzte Obergeschoss. Die beiden über Eck geführten vorderen Balkons erzeugen eine fast schon aufgesetzt wirkende Symmetrie und zeigen sich mit ihren an Relings erinnernden, horizontal betonten weißen Geländern als Elemente des zeitüblichen sogenannten Schiffsstiles. Eine funktionelle »Wohnmaschine« im Sinne des Neuen Bauens ist nicht realisiert worden, die Binnenaufteilung des Hauses ist eher konventionell, Fahrenkamp bediente sich der modernen Formgebung mehr in der Art eines Dekorationsstiles. Beinahe altertümlich wirkt die rundbogige Eingangstür, flankiert von zwei dekorativ vergitterten kleinen Fenstern. Verglichen etwa mit den Bauten der Stuttgarter Weißenhof-Siedlung, fehlt dem Bau einiges an Radikalität; dennoch verursachte er im konservativen Bremen damals Aufruhr. Der Bauplatz wurde zum Ziel Neugieriger, die in großer Zahl kamen, um die »Kiste« zu besichtigen, die vorwiegend auf Ablehnung stieß (Voigt, S. 124). Wie Wolfgang Voigt treffend anmerkt, konnte Fahrenkamp jedoch »nur in der Bremer Architekturprovinz als Avantgardist erscheinen.« (ebd.)

Konsequenter modern war der Entwurf für das Wohnhaus des Direktors des Focke-Museums Dr. Ernst Grohne (Friedrich-Mißler-Str. 35,

Villa Wenhold, Unter den Eichen 14–16

Schwachhausen), worüber die Klinkerbauweise und die »halbornamentale« plastische Bänderung zwischen den Fenstern zunächst hinwegtäuschen könnten. Der 1927–1928 errichtete Bau wurde nur kurze Zeit nach dem Haus Wenhold vollendet. Der Architekt war Ernst-Becker (-Sassenhof) aus Bremen-Vegesack, der einzige echte einheimische Protagonist des Neuen Bauens. Nach dem Abriss von Beckers eigenem Wohnhaus an der Vegesacker Weserpromenade (1971), dem mit einem Baudatum 1926 frühesten Beispiel eines Wohnhauses der Moderne in Bremen, und des Hauses Pyska, Weserstraße 73 B in Vegesack (Baujahr 1931), ist das Haus Grohne das letzte frei stehende Flachdach-Wohnhaus Beckers in Bremen; vergleichbar ist nur noch das allerdings eingebaute Haus Dr. Pickel in Vegesack (vgl. den Beitrag von Susanne Schöß in diesem Heft). Das auf L-förmigem Grundriss errichtete Haus bezieht seine Wirkung aus der blockartigen, straßenseitig durch sparsame Befensterung fast schon abweisenden Geschlossenheit. Ein erster, offenbar aufgrund seiner Radikalität verworfener Entwurf, den die Bauakte dokumentiert, war noch karger und rationaler ausgefallen: keine Klinkerbänder, die Durchfensterung noch kompromissloser funktional. Grohne setzte sich nicht nur mit dem demonstrativen Beispiel seines Hauses, sondern auch durch öffentliche

Haus Grohne, Friedrich-Mißler-Straße 35

Wortmeldung für die moderne Bewegung und das nach seiner Ansicht zukunftsträchtige Flachdach ein.

Im Jahr 1930 entstanden, wiederum im Stadtteil Schwachhausen, zwei weitere Wohnhäuser in entschieden moderner Ausrichtung: die beiden Häuser Emmastraße 258 und 260. Die Entwürfe für beide Bauten stammten von dem Bremer Architekten Dr.-Ing. Friedrich Wilms, der das kleinere der beiden Häuser für sich selbst errichtete, das größere für den Arzt Dr. Erich Fertig. Die beiden zweigeschossigen

Emmastraße 258 (links) und 260

Flachdachbauten haben streng kubische Formen und entsprechen mit ihren weiß verputzten Fronten der landläufigen Vorstellung eines Baus der »klassischen« oder »weißen« Moderne mehr als alle anderen Bremer Beispiele, obwohl auch ihre Modernität – vor allem durch die Verwendung von hölzernen Fensterläden – merkwürdig gebrochen wirkt. Der Baukörper ist jeweils durch die funktional bestimmte Grundrissbildung bedingt. Ursprünglich verfügten beide Bauten über das für die Moderne charakteristische Detail der über Eck geführten Fenster, beim Haus Wilms wurde es jedoch bereits 1933 zugunsten einer anderen, weniger gelungenen Fensterlösung beseitigt.

Das Haus Fertig setzt sich zusammen aus einem nahezu quadratischen Hauptbau und einem straßenseitig vorgelegten, geringfügig schmaleren querrechteckigen Vorbau, der in beiden Geschossen je einen großen ungeteilten Raum beherbergt. Der zurückgesetzte Haupteingang liegt links, an der in wenig mehr als Türbreite vorspringenden Südwestfront des Hauptbaus. Die Straßenfront erhält ihr Gepräge durch die zwei von Klappläden flankierten, in den Vorgarten führenden Fenstertüren und die zu einem Fensterband zusammengezogenen beiden quadratischen Obergeschoss-Fenster des Vorbaus; die rückwärtige Gartenseite besitzt einen Balkon in voller Gebäudebreite, der durch ein Vorziehen des Erdgeschosses erzeugt wird.

Das Wohnhaus des Architekten Wilms lässt durch seine bescheidene Größe auf schmalem Grundstück die offenbar damals sehr eingeschränkten wirtschaftlichen Verhältnisse seines Bauherren und Entwerfers durchscheinen. Der äußerst sparsam konstruierte Bau schöpfte die Vergünstigungen des bremischen Kleinwohnungsgesetzes vom 2.6.1918 voll aus. Der Grundriss des Hauses ist ein mit der Schmalseite zur Straße gerichtetes schlankes Rechteck, dessen Orientierung durch die schmale Parzelle vorgegeben wird und das in seiner Mitte durch einen schwach vortretenden Querriegel durchstoßen wird, der Eingang, Treppenhaus, Küche und Bad aufnimmt. Die bauzeitliche eiserne Gartenpforte verweist noch heute durch einen eingearbeiteten Namenszug auf den Urheber beider Bauten.

Mehr noch als die Häuser Wenhold und Grohne erregten die beiden zwischen ihren biederen Nachbargebäuden sehr auffallenden Flachdachwürfel damals in Bremen einen Skandal. In den konservativen »Bremer Nachrichten« vom 31. Januar 1931 gab sich Ernst von Niessen in einem polemischen, ressentimentgetränkten und von deutsch-nationalen Überzeugungen durchzogenen Artikel »Begegnung in der Emmastraße« keine Mühe, seine Aggressionen zu verbergen, in dem er die beiden Häuser als proletenhafte, unsittliche und eigensüchtig-ignorante, international orientierte Personen ohne Heimatbindung auftreten ließ und in einen fiktiven Dialog mit ihnen eintrat. Ob es solcher Tiraden bedurfte, das Neue Bauen in Bremen auszubremsen, oder ob es nicht von vornherein kaum eine Chance hatte, das ist hier die Frage. Die Antwort scheint klar zu sein.

Literaturauswahl

Nils Aschenbeck, Heinz Stoffregen 1879–1929. Architektur zwischen Tradition und Avantgarde, Braunschweig und Wiesbaden 1990

Nils Aschenbeck, Einfaches Bauen. Ernst Becker. Leben und Werk eines Architekten, Delmenhorst 1999

Bremen und seine Bauten 1900–1950, Bremen o.J. (1952)

Hamburg und seine Bauten 1918–1929, hg. v. Architekten- und Ingenieur-Verein zu Hamburg, Hamburg 1919

Christoph Heuter, Emil Fahrenkamp 1885–1966. Architekt im rheinisch-westfälischen Industriegebiet, Petersberg 2002 (=Arbeitshefte der rheinischen Denkmalpflege, 59)

Norbert Huse, »Neues Bauen« 1918 bis 1933. Moderne Architektur in der Weimarer Republik, München 1975

W. [illy] Knop (Hg.), Das Wohnungswesen der Freien Hansestadt Bremen, Bremen 1929

Carl Krahn, Wohnhausbauten Architekt Regierungsbaumeister a. D. Carl Krahn-Bremen, Barmen 1929

Anneke Lamot, Bauten der 1920er und 1930er Jahre in Bremerhaven-Wesermünde, Master-Arbeit Bamberg 2012

Vittorio Magnago Lampugnani und Romana Schneider (Hg.), Moderne Architektur in Deutschland 1900–1950, 3 Bde. Stuttgart 1992–1998. – Bd. 1: Reform und Tradition, 1992; Bd. 2: Expressionismus und Neue Sachlichkeit, 1994; Bd. 3: Macht und Monument, 1998

Walter Müller-Wulckow, Architektur der Zwanziger Jahre in Deutschland. Neuausgabe [Reprint] der vier Blauen Bücher: Bauten der Arbeit und des Verkehrs, 3. u. letzte Aufl. 1929, Wohnbauten und Siedlungen, 3. u. letzte Aufl. 1929, Bauten der Gemeinschaft, 3. u. letzte Aufl. 1929, Die deutsche Wohnung, 4. u. letzte Aufl. 1932, m. e. Vorwort v. Reyner Banham, Königstein 1975

Wofgang Pehnt, Deutsche Architektur seit 1900, Ludwigsburg/München 2005

Wolfgang Pehnt, Die Architektur des Expressionismus, Stuttgart 1973

Uwe Schwartz, Mietwohnungsbau in Bremerhaven zwischen den Weltkriegen, in: Denkmalpflege in Bremen, Bd. 5, 2008, S. 74–83

Wolfgang Voigt, Das Bremer Haus: Wohnungsreform und Städtebau in Bremen 1880–1940, Hamburg 1992 (grundlegend zur Geschichte des Bremer Wohnungsbauwesens in der Zwischenkriegszeit)

Hans-Joachim Wallenhorst, Die Chronik der GEWOBA 1924 bis 1992, Bremen 1993

Hans Heinrich Wendt (Bearb.), Wohnsiedlungen in Bremen 1900–1945, hg. v. Senator für Bildung Wissenschaft und Kunst der Freien Hansestadt Bremen, Bremen: Eigendruck, mschschr., 1984

Wohnungsbauten nach dem Kriege in den Städten an der Unterweser. Bremen, Wesermünde, Bremerhaven, Düsseldorf 1929

John Zukowsky (Hg.), Architektur in Deutschland 1919–1939. Die Vielfalt der Moderne, München/New York 1994

Uwe Schwartz

Öffentliche und private Großbauten in Bremen zwischen den Weltkriegen

Nach Ende des Ersten Weltkriegs herrschte in Bremen eine Wohnungsnot, die sich innerhalb eines Jahres so weit verschärfte, dass die damals noch provisorische Regierung im April 1919 das Wohnungs- und Siedlungsamt ermächtigte, auf der Grundlage einer Verordnung Wohnraum zu beschlagnahmen. Die wirtschaftliche Situation hatte sich durch den Versailler Vertrag und den damit verbundenen Verlust vieler Handelsschiffe gegenüber den entbehrungsreichen Kriegsjahren nochmals verschlechtert, die Baukosten in der Folge dramatisch erhöht. Der zur Verfügung stehende Wohnraum musste deshalb geteilt werden oder wurde über ein notwendiges Maß hinausgehend als Luxusgut bewertet. Aus der damals bereits geforderten »Raumsteuer« entwickelte sich dann später die »Hauszinssteuer«, die tatsächlich auch ein wesentliches Förderinstrument der Baupolitik in der Zwischenkriegszeit wurde.

Auch wenn im Folgenden nicht Wohnbauten, sondern Geschäftshäuser, Verwaltungsgebäude und öffentliche Großbauten der Zwischenkriegszeit behandelt werden, gelten doch die schwierigen wirtschaftlichen Verhältnisse in diesem Sektor gleichermaßen, sind übertragbar. So sind die wenigen Bauprojekte im staatlichen Hochbau, die bis zum Ende der Inflationszeit 1923 gebaut wurden, zumeist in den Kriegsjahren begonnen oder doch vor Kriegsende initiiert worden. Zu diesen zählte auch der Neubau der Staatlichen Kunstgewerbeschule, Am Wandrahm 23, in der Bahnhofsvorstadt. Der Bau wurde 1922 ausgeführt und ging auf einen während der Kriegsjahre 1917 unter Bremer Architekten ausgeschriebenen Wettbewerb zurück, in dem der mit der Ausführung beauftragte Architekt Rudolf Jacobs mit einem 1. Preis ausgezeichnet worden war. Die kunstgewerbliche Ausbildung in Bremen war bis zu diesem Zeitpunkt institutionell und räumlich an das Gewerbemuseum gekoppelt gewesen. Die Staatliche Kunstgewerbeschule ist die Vorgängerin der heutigen nicht mehr auf das Kunstgewerbe beschränkten und auch die Musikerausbildung umfassenden »Hochschule für Künste«.

Rudolf Jacobs lässt in seinem Entwurf den Einfluss des holländisch-niederdeutschen barocken Klassizismus des 17. und 18. Jahrhunderts anklingen, zeigt aber bereits mit der Aufnahme expressiver Schmuckformen im Bereich der Bauplastik modernere Einflüsse. Die Jury hatte an Jacobs' Wettbewerbsentwurf insbesondere die »städtebauliche Behandlung der Gruppierung« mit dem (Garten-) »Zierhof von großem Reiz« zur bereits existierenden Mädchenoberschule an der Kleinen Helle und die »große Feinheit« des Gebäudeäußeren »in seiner vornehmen Schlichtheit« hervorgehoben.

Bei der Durchbildung der Fassaden halten sich abstrahiert barockisierender Dekor und zweckorientierter moderner Massenbau die Waage. Die Hoffront des Querflügels mit großzügig bemessenen Fenstern der Klassenräume weist einen großen Reichtum verschiedenartiger Schmuckverklinkerungen in den Brüstungsfeldern auf. Insgesamt fällt an den Fassaden die sehr liebevolle und sichere Detaillierung, das feine, sorgsam inszenierte Zusammenspiel von Formen, Materialien und Farben auf. Im Inneren beeindrucken vor allem die aufwendig mit Wandkeramik in dem Farbkontrast türkisgrün/schwarz dekorierte, repräsentative Eingangshalle und der großzügige Bibliotheksraum.

Nachdem die Tätigkeit des Hochbauamts in Bremen nach Kriegsende, gehemmt durch die Inflation, nur zögernd wieder einsetzte, ist das Postamt 5 am Bahnhof, Bahnhofsplatz 20–21,

das erste große Bauprojekt. Schon seit 1905 hatte sich die Postverwaltung um ein geeignetes, in Bahnhofsnähe gelegenes Grundstück für einen Neubau eines Hauptpostamts bemüht. Es gehört heute dank seiner beherrschenden Lage am Bahnhofsplatz, seiner Größe und seiner baukünstlerisch gestalteten Schauseiten zu den architektonischen Wahrzeichen Bremens. Der Bau ist ein vorzügliches Beispiel einer zwischen zweckorientierter Sachlichkeit und verhaltenem Traditionalismus vermittelnden Bauweise, wie sie für das Bauen in den Zwanzigerjahren charakteristisch war. Die Rücksichtnahme auf die vorgefundene platz- und straßenräumliche Situation – hier Bahnhof und Überseemuseum, dort geschlossene Wohnhausbebauung entlang der Straße An der Weide – ist damals mit überlieferten, also vertrauten Bauformen überzeugend gelöst worden.

Auf Drängen einer Expertenkommission hin war 1922 von der Oberpostdirektion ein Wettbewerb unter Bremer Architekten ausgeschrieben worden, der jedoch auf die Durchbildung der Fassaden beschränkt war. Der mit dem 3. Preis ausgezeichnete Entwurf von Rudolf Jacobs gelangte anschließend zur Ausführung. Baubeginn war am 1. 10. 1923, Einweihung am 28. 12. 1926. Die Überwachung der Bauausführung und die technische Oberleitung wurden nicht Jacobs, sondern Baubeamten der Post übertragen.

Der auf dem länglichen, spitzwinkligen Grundstück entlang der Gleisanlagen errichtete Postneubau besaß zwei platzräumlich auf den Bahnhofsplatz und straßenräumlich auf die Straße An der Weide wirkende Fassaden bzw. Schauseiten, die eine gesonderte baukünstlerische Gestaltung erfuhren. Die Materialien – Oldenburger Klinker als Verblendmauerwerk mit Simsen, Fenster- und Türumrahmungen sowie plastischer Bauschmuck in Muschelkalk und Kunststein – zitieren heimische Baugewohnheiten in Backstein. Dominanter Bauteil ist der dem Bahnhofsplatz zugewandte Kopfbau mit dem Eingang zur Schalterhalle im zweigeschossigen Vorbau, dem Attikageschoss zwischen ornamentiertem Gurt- und Kranzgesims und den gequaderten Gebäudeecken. Auf die handwerkliche Ausbildung der Details wurde allergrößter Wert gelegt, wie sich anhand der sorgfältig gesetzten Klinkerverbände, der Fenster- und Türumrahmungen und der plastisch-ornamen-

Staatliche Kunstgewerbeschule, Flügel an der Kleinen Helle

Postamt 5 am Bahnhofsplatz

talen Werk- und Kunststeinbehandlung verfolgen lässt. Für den Entwurf des Wappens mit den Schildträgern über dem Eingangs-Vorbau wurde der seinerzeit berühmte Bauplastiker Richard Kuöhl gewonnen, der unter anderem die Bauplastik am Chile-Haus von Fritz Höger schuf. Die übrigen skulpturalen Türbekrönungen, jede für sich zeittypisch signifikante Bildhauerarbeiten erster Qualität, stammen von der Firma Zeidler & Wimmel. 1985–91 ist hinter den alten Fassaden ein bei steilerem Dachwinkel angeschlossener Neubau errichtet worden.

Wie stark sich die Bauabteilungen der öffentlichen Bauverwaltung innerhalb weniger Jahre die neue, moderne Baugestaltung der Zeit zu eigen machten, zeigt das Postamt 15 an der Utbremer Straße 97–99 in Walle. Es entstand 1929–1931 nach Entwürfen des Bremer Ober-

Postamt 15 an der Utbremer Straße in Walle

postbaurats Karl Martini. Im Unterschied zum Postamt 5 am Bahnhof stand bei dem Entwurf nicht die Einordnung der Architektur in ein bestehendes Gefüge historischer Großbauten, sondern das Bestreben, Gestaltungsmuster damals moderner Bauweise mit dem Repräsentationsbedürfnis staatlicher Verkehrsbauten zu verbinden. Der viergeschossige, verklinkerte Flachdachbau mit Gliederungen in Muschelkalk beherbergte im Erdgeschoss das Postamt und im Obergeschoss das Fernmeldeamt, das zweite Obergeschoss nahm im südlichen Drittel seiner Grundfläche außerdem eine Wohnung auf.

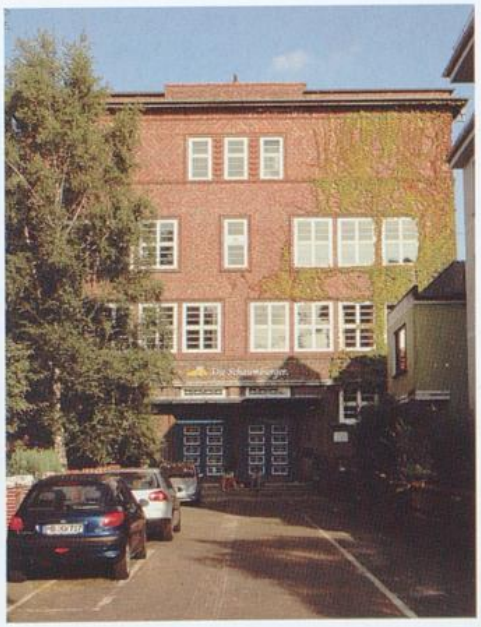
Martini gelang es, dem wuchtigen Baukörper durch das auskragende Traufgesims, besonders aber durch die von einer Kalksteineinfassung gerahmten Fensterbänder der ersten beiden Geschosse, eine entschieden horizontale Ausrichtung zu geben, die in den 1920er-Jahren ein Stilmittel moderner großstädtischer Architektur war. Gleichzeitig besitzt der Bau eine starke Monumentalität, die durch die Einfachheit und Schmucklosigkeit der bunt geklinkerten Mauerwerksflächen, durch strenge Achsensymmetrie, vor allem aber durch die das Hauptgesims überschneidende, stilisierte, wuchtige und scharf konturierte, übergroße Reichsadlerfigur aus Muschelkalk hervorgerufen wird.

Wesentliche, den ursprünglichen Eindruck jedoch nicht gravierend verändernde Umbauten sind der Ausbau des Dachgeschosses und der mehrfache Umbau des Hauptportals, bei dem zuletzt 1990 auch eine barrierefreie Rampe angelegt wurde.

Ein weiteres Feld öffentlicher Bautätigkeit der 1920er-Jahre in Bremen war der Schulbau. Die einschneidenden gesellschaftlichen Veränderungen nach dem Ersten Weltkrieg hatten auf das bremische Schulwesen zunächst keinen sichtbaren Einfluss. In den bremischen Versuchsschulen Helgolander-, Schleswiger- und Stader Straße änderte sich nur die Art der Nutzung, im Einzelfall musste die Einrichtung verändert werden. Denn etwa seit 1910 waren die Schulneubauten mit Reserveräumen versehen worden, die sukzessive durch das Ansteigen der

Volksschule an der Delmestraße

Schülerzahlen genutzt werden konnten. Bei den Volksschulen ergab sich jedoch seit Mitte der 1920er-Jahre in der Neustadt und in der Östlichen Vorstadt ein dringender Bedarf an Neubauten. Nachdem zuerst Schulbaracken den zusätzlichen Raumbedarf gedeckt hatten, begann die Hochbauverwaltung 1929 mit dem Bau der Volksschulen an der Delmestraße 145 und an der Schaumburger Straße 49 A. Das Bauprogramm war ähnlich: 18 Klassen, Aula, Turnhalle, naturwissenschaftliche und musische



Volksschule an der Schaumburger Straße

Fachräume, Werk- und Sammlungsräume, Schularztzimmer, Brausebad, Milchausschank, Kindergarten – der allerdings in der Schaumburger Straße gestrichen wurde –, Hausmeisterhaus, Verwaltungsräume.

Zum Schuljahr 1931/1932 wurden beide Schulen eröffnet. Die dreigeschossigen Klinkerbauten mit flachem Walmdach waren in ihrer Bauform und ihrem Bauprogramm eine Kompromisslösung, die der Bremische Lehrerverein seit 1927 öffentlich eingefordert hatte. Beide Neubauten zeigen mit ihrer strengen, lang hingestreckten Form und der Zergliederung der einzelnen Baukörper entsprechend ihrer Funktion deutliche Einflüsse einer zeitgenössisch modernen Architektursprache, der »Neuen Sachlichkeit«. Zugleich hatte die entwerfende Baubehörde im Entwurf nicht auf Gliederungen aus Werkstein oder zurückhaltend ausgeprägte Zierformen im Mauerwerksverband verzichtet. Es sind stilistisch gesehen Volkschul-Reformbauten, die moderne ebenso wie traditionelle Elemente des Schulbaus vereinigen. Insgesamt ist die Schule an der Delmestraße großzügiger in ihrer Gesamtanlage und zugleich niedriger im äußeren Gesamtbau. Diese Bauform sollte die Möglichkeit bieten, zwei große, begehbare Dachflächen für Gymnastik, Turnen oder das Freilichtzeichnen zu nutzen. Beide Schulgebäude sind durch ein breites Freigelände von den Straßen getrennt. Damit suchte man Störungen des Unterrichts durch Straßenverkehr, Werkstättenarbeit oder Fabrikbetrieb zu verhindern.

Einen mit den neuen Volksschulen vergleichbaren Schulbau hat Bremen nur noch in der Grundschule an der Brinkmannstraße, Hemelinger Heerstraße 40, aufzuweisen. Es ist kein eigentlich bremischer Bau, da zur Entstehungszeit Hemelingen noch preußisch ist. Als II. Evangelische Volksschule 1908/09 errichtet, wird er 1930/31 durch den Architekten Otto Bräutigam um ein Voll- und ein Attikageschoss aufgestockt. Damit konnten zwei neue, damals dringend benötigte Klassenräume geschaffen werden. Das alte Fassadengliederungssystem und das Mansarddach wurden völlig aufgegeben, stattdessen entwickelte Bräutigam aus dem Altbau ein äußerlich modern wirkendes, hell ver-

Schule Brinkmannstraße in Hemelingen

Lyzeum Lange Reihe in Walle

putztes Flachdachgebäude im Stil des »Neuen Bauens«. Der Entwurf für den Umbau ist eine beachtliche Leistung, denn es gelang Bräutigam, völlig den Eindruck eines aus einem Guss entstandenen Neubaus zu bewirken, ohne den Altbau allzu tief greifend und damit kostenträchtig zu verändern, indem er den Grundriss und die vorhandenen Fensteröffnungen weitgehend unverändert beließ. Einige gestalterische Akzente sind unmittelbar aus den Strukturen des Altbaus entwickelt, so der aus der Verlängerung der zur Gebäudemitte weisenden Ecke des Risalits emporwachsende wuchtige Uhrenturm und das monumentale vertikale Treppenhausfenster über dem Eingangsportal. Das Attikageschoss erstreckte sich ursprünglich nur über dem Risalit. Der Rest der Gebäudefläche wurde auf dieser Ebene von einem überdachten, zu den Seiten offenen Pausenhof (»Dachgarten«) mit gleicher Traufhöhe eingenommen, der 1949 jedoch, hauptsächlich durch Befensterung, geschlossen und zum Zeichensaal umfunktioniert wurde.

Der einzige Neubau einer Oberschule zwischen den Weltkriegen ist das Lyzeum Lange Reihe 81 in Walle. Es entstand nach Entwürfen des Hochbauamts und des freien Architekten Johannes Ernst Windrath. Der Bedarf für eine weitere höhere Mädchenschule im Westen war bereits 1926 erkannt worden, Ostern 1929 konnte die Schule eröffnet werden. Das Lyzeum war dreizügig angelegt, hatte also 18 Klassenräume, zwei Turnhallen, eine Aula und war insgesamt bei der Raumausstattung vergleichbar dem Lyzeum Kleine Helle.

Der drei- und viergeschossige Klinkerbau hatte ursprünglich ein Walmdach, das aber nach Reparatur der Kriegsschäden durch ein Flachdach ersetzt wurde. Der dreigeschossige Flügel an der Straße mit den Klassentrakten, den Turnhallen und dem an der Hofeinfahrt anschließenden, halbrund auslaufenden Nebentrakt und der viergeschossige Haupteingangstrakt, der die Anlage in die Geländetiefe L-förmig verlängert, werden von einem hoch aufragenden, weithin sichtbaren Treppenturm zusammengehalten und akzentuiert.

Beeindruckend ist der große kunsthandwerkliche Aufwand, der bei der Durchbildung der Fassaden betrieben wurde: Die rotbunten Klinker sind zumeist in regelmäßigem Verband mit abgesetzten Fensterstürzen, dann im Fischgrätmuster zwischen den Fenstern, die durch ein spitzwinkeliges, ebenfalls aus dem gleichen Klinker gebildetes Gesims zusammengefasst werden, vermauert. Die Doppeltür des Haupteingangs wird ebenfalls von einer spitzwinklig aus Klinkermaterial hergestellten Einfassung gerahmt. Dem Eingang ist eine Freitreppe mit seitlich kräftig ausgebildeten Natursteinbossen vorgelagert. In dem Trakt mit dem Haupteingang befinden sich die Aula, die Verwaltung und Sonderräume. Die Straßenfassade ist dort verziert mit Terrakottareliefs, die die Tierkreiszeichen darstellen. Hofseitig am Nordtrakt befindet sich ein Brunnen aus dunklem Stein mit farbigem Keramikrelief darüber, das eine Sonnenuhr mit der Halbfigur einer reitenden

Glocke und Kapitelhaus der St. Petri-Domgemeinde an der Domsheide

Amazone und einer Gruppe von fünf Pferden zeigt. Die Modelle für die meisten Bildhauerarbeiten stammen von dem Bremer Bildhauer Heinz Lange – mit Ausnahme der Brunnen in den Treppenhaushallen; diese entwarf Ernst von Wachold.

Das erste große innerstädtische Bauprojekt der Zwischenkriegszeit hatte einen Planungsvorlauf von über zehn Jahren: Im Jahr 1915 hatte ein verheerender Brand die südlich an den St. Petri-Dom angebauten Baulichkeiten zerstört. An dieser ältesten Siedlungsstelle der Stadt hatte sich im Mittelalter das Domkloster befunden, dessen Räumlichkeiten Mitte des 18. Jahrhunderts für die Domschule umgebaut worden waren und spätestens seit 1857 nach einem Umbau von Heinrich Müller Sitz des Künstlervereins in Bremen gewesen waren. Nach dem Brand während der Kriegsjahre war der Verlust des »Mittelpunkts geistigen Lebens«, wie es in der Öffentlichkeit wahrgenommen wurde, äußerst schmerzlich, eröffnete jedoch gleichzeitig die Möglichkeit, die städtebaulichen Verhältnisse im Zentrum der Stadt zu verbessern. Es wurde daher gleich nach dem Krieg ein reichsweiter Wettbewerb ausgeschrieben, der 1920 zugunsten des Bremer Architekten Walter Görig entschieden wurde, jedoch erst erheblich später, 1926–1928, mit dem Bau der Glocke und des Kapitelhauses der St. Petri-Domgemeinde, Domsheide 6/8, baulich umgesetzt wurde. Neben Räumlichkeiten für das Domkapitel, Kapitel- und Pfarrhaus, wurde mit nun zwei Sälen auch wieder an die Tradition als Konzerthaus angeschlossen, die an dieser Stelle vom Künstlerverein erfolgreich etabliert worden war. Walter Görig, der 1930 auch als Dombaumeister verpflichtet wurde, errichtete um einen als Kreuzgang gestalteten Garten eine an den Dom angelehnte Baugruppe mit dunkler Sichtziegelverblendung unter sparsamer Verwendung von Werkstein. Der dominante Staffelgiebel mit sechs Standfiguren des Bildhauers Heinz Lange prägt das Stadtbild zur Domsheide, während

sich die Fassade zum Grasmarkt mit dem detailreichen und feingliedrigen Erker in Rücksicht auf den Dom vornehm zurückhält. Im Inneren hat sich eine aufwendige wandfeste Ausstattung der Erbauungszeit in Anlehnung an das Art déco erhalten.

Die Bezeichnung als »Glocke« wurde erst mit der Wiedereröffnung des Hauses 1928 etabliert und bezieht sich auf ein Gebäude, das als Domanbau im Mittelalter entstanden war, als Unterstand oder vielleicht für die Herstellung der Hostien diente und spätestens an der Wende zum 18. Jahrhundert von den Domherren als Kapitelstube benutzt wurde. Es handelte sich ursprünglich um einen sechseckigen Fachwerkbau mit einem Kegeldach, der einem runden, fensterlosen Unterbau aufgesetzt war, der sich stark überformt bis heute an gleicher Stelle und Dimension erhalten hat.

Der Architekt Walter Görig hat kurz nach Errichtung der Glocke auch einen der wenigen Kirchenneubauten der Zeit zwischen den Weltkriegen entworfen. Die evangelische Kirche Oslebshausen, Ritterhuder Heerstraße 1/3, wurde 1929–30 in städtebaulich markanter Lage am Schnittpunkt von Ritterhuder und Oslebshauser Heerstraße errichtet und erinnert in ihrer Formensprache stark an Görigs Hauptwerk an der Domsheide. Beide Baukomplexe zeigen die gleiche Mischung aus abstrahiert gotisierendem Klinkerexpressionismus und konservativer Modernität sowie das gleiche Streben nach Monumentalität. Die Kirche ist ein seltenes Beispiel für den norddeutschen Backsteinexpressionismus im Bereich des Kirchenbaus Bremens.

Unter den neu errichteten Verwaltungsgebäuden der Zwischenkriegszeit nimmt das heute als Haus des Reichs bekannte Nordwolle-Gebäude, Rudolf-Hilferding-Platz 1, als das größte und prächtigste eine herausragende Stellung ein. Es wurde in den Jahren 1928–1930 für die Norddeutsche Wollkämmerei und Kammgarnspinnerei (kurz: Nordwolle) von den Brüdern Hermann und Eberhard Gildemeister erbaut. Die Nordwolle mit ihren ca. 20 angeschlossenen Tochterfirmen in Europa und Südamerika war in den 1920er-Jahren einer der größten Wolle verarbeitenden Konzerne der Erde. Die neue

Haus des Reichs, heute Sitz der Senatorin für Finanzen

Geschäftshaus Brinckmann & Lange (links)

Konzernzentrale mit ca. 18.500 Quadratmetern Nutzfläche wurde mit ihren Dimensionen dieser wirtschaftlichen Bedeutung gerecht, jedoch tatsächlich nur etwa zur Hälfte von der Nordwolle genutzt. Die andere Hälfte wurde vermietet, hauptsächlich als Kontorfläche. Die Nordwolle ging 1931 in Konkurs, das Haus 1933 in den Besitz des Deutschen Reichs über. Der Name »Haus des Reichs« erklärt sich dadurch, dass 1934 die in Bremen ansässigen Reichsbehörden hier ein gemeinsames Dienstgebäude einrichteten.

Es handelt sich um eine Vierflügel-Anlage mit durchschnittlich sechs Geschossen, von denen die beiden oberen so zurückgesetzt sind, dass sie im Straßenbild wenig zur Geltung kommen. Das Haus ist ein Stahlbetonskelettbau, dessen Fassaden zur Straße mit Obernkirchner Sandstein verkleidet und zum Hof in Putz mit Werksteingliederungen und Terrakottaformteilen von hoher kunsthandwerklicher Qualität ausgeführt sind.

Die Hauptschauseite zum Rudolf-Hilferding-Platz ist durch einen Vorfahrtbalkon mit siebenachsigem, risalitartig ausgebildetem Erker im 1. und 2. Geschoss und skulpturalem Schmuck hervorgehoben. Die vorzügliche Durchbildung aller Baudetails und die wertvolle Ausstattung des Gebäudeinneren mit einem großzügigen Treppenhaus und authentisch erhaltenen Direktionsräumen in der ersten Etage sind in Bremen in dieser Zeit einzigartig und können einem Vergleich mit den großen Kontorhäusern Hamburgs standhalten.

Ein kleineres, dreigeschossiges Geschäftshaus wurde 1928 von dem Bremer Architektenbüro Behrens & Neumark für das alteingesessene und bekannte Juweliergeschäft Brinckmann & Lange in bester Lage an der Ecke Sögestraße/Obernstraße errichtet. Es lehnte sich in Form und Material an das 1914 von Carl Eeg und Eduard Runge erbaute Nachbarhaus, das Haus »Rohlandeck« an, das nach dem Krieg in vereinfachter und um ein Stockwerk erhöhter Form von Carl Eeg und Albert Meyer wieder aufgebaut wurde. Die beiden Bauten bilden heute, wie schon vor dem Zweiten Weltkrieg, eine zusammengehörige Gruppe. In städtebaulich prägnanter Form markieren sie den Kopf des Baublocks zwischen Sögestraße und Unser-Lieben-Frauen-Kirchhof an der Obernstraße: Über einem großen Arkadenbogen im Erdgeschoss erhebt sich jeweils eine schmale hohe Giebelfront mit modernisiert bremischer Motivik (Staffelgiebel und zweigeschossiger Erkervorbau am Eeg-Runge-Bau, »grafisch« angedeuteter Erker sowie expressiv transformierter und vereinfachter Staffelgiebel am Behrens/Neumark-Bau). Das Geschäftshaus Brinckmann und Lange war ursprünglich der modernere, die »bremische« Tradition freier variierende Entwurf; der nobel und feingliedrig gestaltete Bau von Eeg und Runge war merklich konservativer. Durch den schlichter gehaltenen Wiederaufbau des Hauses »Rohlandeck« wirkt das Gebäudepaar heute fast noch homogener als früher.

Einen besonderen Akzent setzt die über dem schmalen spitzbogigen Arkadendurchgang an der Sögestraße auf einer Konsole platzierte,

verhalten expressionistische Bronzefigur eines in die Betrachtung zweier großer Ringe versunkenen, stehenden Goldschmieds, die letzte Arbeit des Bremer Bildhauers Engelhard Tölken (1882–1928).

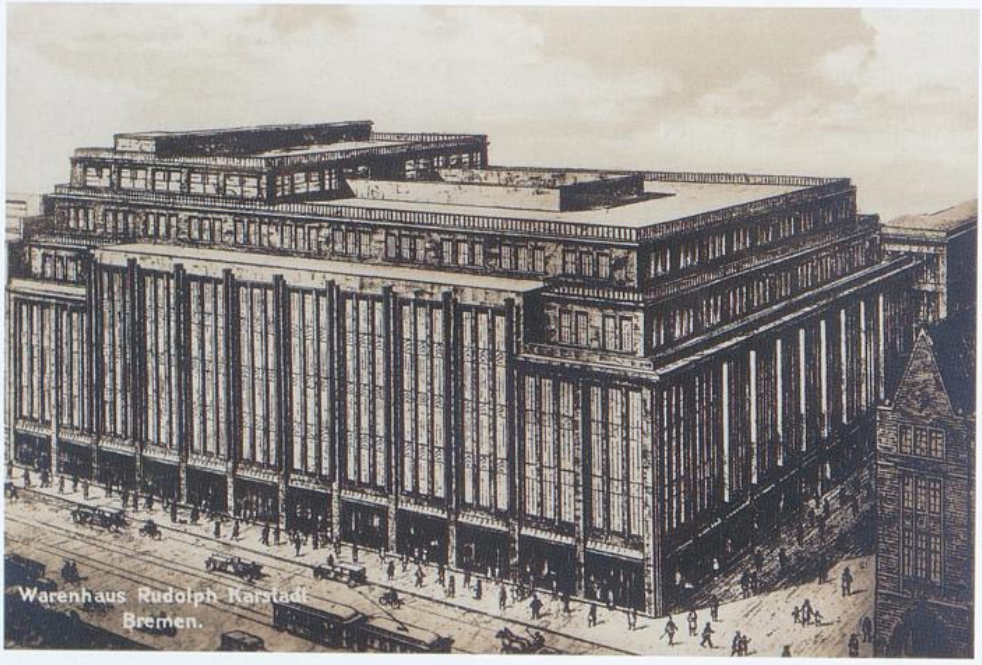
Die 1928 für die Apotheker Löber und Hagemann errichtete Centauren-Apotheke, Dobbenweg 11–12, ein markanter Eckbau an der Ecke Dobbenweg/Außer der Schleifmühle, gehört zu den ungewöhnlichsten Geschäftshäusern Bremens und ist zugleich eines der wichtigsten Beispiele des Backsteinexpressionismus der 1920er-Jahre in der Stadt. Sie ist ein Hauptwerk des bedeutenden Bremer Architekten Heinrich Behrens-Nicolai (1873–1960), des langjährigen Vorsitzenden des hiesigen Bundes Deutscher Architekten (BDA).

Bei der Centauren-Apotheke handelt es sich nicht um einen vollständigen Neubau, sondern um den grundlegenden Umbau eines zweigeschossigen Wohnhauses von 1862. Die Ecksituation war erst kurz zuvor durch den Abriss des Nachbargebäudes und eine damit verbundene städtebauliche Neuordnung entstanden. Behrens-Nicolai nutzte die nun für den Verkehr aus der Schwachhauser Chaussee und aus der Bismarckstraße weithin sichtbare Ecklage für den Entwurf einer unverwechselbaren und damit gleichzeitig werbeträchtigen Fassade. Über einem rund zur Ecke abgeschlossenen Sockelgeschoss, an dem – vor den Oldenburger Klinkern des Fassadenmaterials gut sichtbar – in goldenen Lettern der Namenszug der Apotheke zweiseitig angebracht ist, erhebt sich mit seitlich jeweils drei Achsen ein Eckturm, der gegenüber dem übrigen Gebäude um ein Attikageschoss erhöht ist. Die Fensterachsen werden am Eckturm vertikal von lisenenartigen Dreikantrippen eingefasst und die Ecke oberhalb des Erdgeschosses von einem halbrunden Erker gebildet, der ober- und unterhalb von streifig vorgezogenen Klinkerbändern horizontal eingefasst wird und der bekrönt wird von einem Bündel von Dreieckslisenen, das die Traufe des weit auskragenden Daches noch überragt. Das also in seiner Höhenentwicklung dreifach gestaffelte Gebäude beweist das sichere Gespür

Centauren-Apotheke am Dobbenweg

von Behrens-Nicolai für dramatische Wirkungen und erinnert in der Materialität und den Detaillösungen stark an das ebenfalls von ihm entworfene, 1925 errichtete neue Reinigergebäude der Rolandmühle A.G. im Holz- und Fabrikenhafen.

Nach dem Ersten Weltkrieg entstanden in der Bremer Innenstadt eine Reihe neuer Warenhäuser, unter ihnen das Kaufhaus Wührmann am Brill nach Entwurf der Architekten R. und G. Schellenberger (stark überformt erhalten) und der von Heinrich Behrens-Nicolai 1930 entworfene und 2007 in annähernd seiner ursprünglichen Form wiederhergestellte Turmbau des Kaufhauses Bamberger in der Faulenstraße. Am besten erhalten hat sich das 1930–1932 als moderner fünfgeschossiger Betonskelettbau mit grob bossierter, aufwendiger Verblendung aus Ettringer Tuff erbaute Warenhaus Karstadt, Obernstraße 5/25, das nicht nur ein überregional bedeutendes Dokument der Warenhausarchitektur der Zwischenkriegszeit, sondern zu-



Kaufhaus Karstadt, Ansichtskarte, gelaufen 1933

gleich auch im Prozess der Citybildung in der Bremer Innenstadt das prägnanteste einzelne Bauwerk ist. Neben dem Haus des Reichs und der Glocke gehört das Kaufhaus Karstadt zu den künstlerisch herausragenden Architekturleistungen dieser Jahre in Bremen, wobei es im Gegensatz zu den genannten anderen Beispielen für eine entschieden modernere Haltung steht.

Aus dem Gebäudebestand der Karstadt AG in der von starker Expansion gekennzeichneten Vorkriegszeit ist es der wohl wichtigste verbliebene Repräsentant einer Warenhausarchitektur, die unter der Ägide des Chefs der Karstadt-Bauabteilung Philipp Schaefer (1885–1952) als eine einheitliche und formal überzeugende Architektursprache entwickelt worden war. Die für den Bremer Entwurf verantwortlich zeichnenden Architekten Behrens & Neumark hatten sich stark an dem Karstadtgebäude am Hermannplatz in Berlin orientiert.

Der Bau des monumentalen Warenhauses in der kleinteiligen Bremer Altstadt erforderte den Abbruch zahlreicher Altbauten und war umstritten, wurde aber auch als Zäsur und Sensation empfunden. Die Naturstein-Pfeilerfassaden bestimmen wie kein anderes Gebäude das Gesicht von Bremens wichtigster Einkaufstraße. Während sich die Fassaden sehr authentisch erhalten haben, ist das Innere mit seinen ehemals über mehrere Geschosse reichenden Lichthöfen heute nicht mehr erhalten.

In der Nähe der Freihäfen, die in Bremen bis 1999 Zollausschlussgebiete waren und keine Industrieansiedelung erlaubten, hatte sich im engen Anschluss an diese Verkehrshäfen, aber im Zollinland, am 1892 eröffneten Holz- und Fabrikenhafen ein bedeutendes Industriegebiet gebildet, das sich bis heute, nur wenig verändert, erhalten hat. Es siedelten sich dort besonders Industrien an, die ihre Rohstoffe aus Übersee bezogen bzw. beziehen: Getreidemühlen, Ölmühlen, die Kaffee-HAG-Fabrik und der Holzhandel. In den 1920er-Jahren wurden hier als Um- und Erweiterungsbauten bestehender Industrieanlagen Gebäude mit dem Charakter von Landmarken errichtet.

An der Einfahrt zum Holz- und Fabrikenhafen, nahe dem Betriebsgelände der Werft AG »Weser«, entstand ab 1914 ein großer, öffentlich betriebener Getreidespeicher für den Umschlag des stark gestiegenen Imports von Futtergetreide aus dem Donaumündungsgebiet für die Viehmast in Norddeutschland. Die sogenannte Getreideverkehrsanlage, Getreidestraße, war ursprünglich für den schnellen Umschlag konzipiert worden. Nach dem Ersten Weltkrieg wurden Umschlag, Lagerhaltung und Pflege der Ware jedoch gleichwertig, und es ergab sich das Bedürfnis nach zusätzlichem Speicherraum, auch für längerfristige Lagerung. Mit dem 1926–1929 errichteten Silo II konnte die Lagerkapazität um das Dreifache auf 75.000 t gesteigert werden. Das Silo II überragte seinen Vorgänger deutlich in der Höhe und setzte ihn in Längsrichtung fort. Der monumentale, weitgehend fensterlose Erweiterungsbau lässt baukünstlerisch Einflüsse der Neuen Sachlichkeit und des Expressionismus erkennen. In Angleichung an den Altbau bestanden die Außenfronten ebenfalls aus Backsteinmauerwerk, sodass, auch durch gleichbleibende Gebäudebreite, ein geschlossenes Gesamtbild gewahrt blieb. Der weitaus überwiegende Teil des Bauwerks bestand aus Beton-Silozellen ohne Seitengang, was in einer völlig ungegliederten Außenfront sichtbar wird. Lediglich ein plastisch gemauertes Zacken-Schmuckband als Reminiszenz an den Backsteinexpressionismus der Zwanzigerjahre unterhalb des Hauptgesimses verschafft den riesigen Backsteinflächen eine Belebung und steigert gleichzeitig ihre Monumentalität.

Am anderen Ende des Holz- und Fabrikenhafens, also am Hafenkopf, war die bei der Bremer Rolandmühle A.G. 1909 errichtete Siloanlage 1925 um acht Zellen auf insgesamt 32 Stahlblechsilos erweitert und das Reinigergebäude aufgestockt worden, wobei Letzteres zusammen mit der Siloerweiterung expressionistisch über-

Getreideverkehrsanlage, Silo I (am linken Bildrand) und II

Roland-Mühle, Holz- und Fabrikenhafen

formt wurde. Das vom Architekten Heinrich Behrens-Nicolai entworfene Reinigergebäude galt mit einer Höhe von rund 70 Metern damals als das höchste Nutzgebäude Europas. Behrens-Nicolai gliederte den im Grundriss 30 mal 30 Meter messenden, dreizehngeschossigen Gebäudeteil vertikal durch Dreikantrippen, die sich über Fassadenrücksprünge und auskragende Konsolgesimse bis zum Dach fortsetzen. Die Belichtung erfolgt durch dazwischen liegende, fast quadratische Eisensprossenfenster in der Südwestfassade. Unterhalb des Gesimses am 11. Boden ist allseitig in goldenen Lettern der Firmen-Schriftzug angebracht. Der ursprüngliche kupfergedeckte Dachhelm wurde in den Kriegsjahren durch ein Walmdach ersetzt, um die Luftsicherheit zu erhöhen.

Außergewöhnlich schwierig war die Fundamentierung des Gebäudes, da sich erst in 14 bis 16 Metern Tiefe anstehender fester Kies befand und eine schlüssige Verbindung mit der Gründung der bestehenden Bauten hergestellt werden musste. Das Verdienst gebührt in dieser Hinsicht der in Stahlbetonkonstruktionen besonders erfahrenen Bremer Baufirma Paul Kossel & Cie., die 1925 auch in ganzseitigen Anzeigen mit einem Bild der Rolandmühle für ihre Dienste warb.

Zu tragischer Berühmtheit gelangte die Rolandmühle durch eine gewaltige Mehlstaubexplosion am 6. Februar 1979, die schwerste ihrer Art in der deutschen Geschichte. Druckwellen rissen damals die Dächer der Silos hoch und ließen ganze Gebäude bersten. Noch in weiter Entfernung zur Mühle gingen in Wohnhäusern Fensterscheiben zu Bruch, und über einem etwa 30 ha großen Areal regnete es Mehl. Bei den Detonationen verloren 14 Menschen ihr Leben; 17 wurden zum Teil schwer verletzt.

Literaturauswahl

Wettbewerb um Vorentwürfe für eine Kunstgewerbeschule in Bremen, in: Das Schulhaus 20 (1918) 10, S. 259–268

Das neue Postgebäude am Bahnhofsplatz. Zu seiner heutigen Einweihung, in: Bremer Nachrichten, Nr. 359, 28. 12. 1926, viertes Blatt

Das neue Postgebäude in Bremen. Gestaltung: Oberpostdirektion Bremen, in: Deutsche Bauzeitung 67 (1933), S. 207–208

Rolf Argus, Zwei Volksschulneubauten in Bremen, in: Bremische Lehrerzeitung 10 (1931), Nr. 12, vom 4. 7. 1931, S. 241–246

Ohnesorge: Neubau eines Lyzeums in Bremen, in: Bauamt und Gemeindebau 12 (1930), S. 307–310

Albert Hofmann, Zur künstlerischen Ausgestaltung des baulichen Mittelpunktes von Bremen, in: Deutsche Bauzeitung 53 (1919), S. 545–547, 549–556, 561–565, 567, 569–571, 581, 584–585, 597–600, 613–620

Senator für Finanzen (Hg.): Haus des Reichs. Von der Nordwolle zum Senator für Finanzen. Architektur und Geschichte eines Bremer Verwaltungsgebäudes, Bremen 1999

Nils Aschenbeck (Hg.), Häuser der Großstadt. Die Architekten Behrens und Neumark in Bremen 1899–1957, Delmenhorst 1996

Hans-Georg Schriever-Abeln (Red.), Ein gutes Stück Bremen. Hundert Jahre Karstadt in Bremen 1902–2002, Bremen 2002

Robert Bargmann, 700 Jahre Bremer Mühlen, Bremen 1937, S. 76–82 (Die Getreideanlage der Bremer Lagerhaus-Gesellschaft in Bremen)

Sielken: Neubau der Rolandmühle in Bremen, in: Die Bauwelt 16 (1925) S. 15, Kunstbeilage, S. 1–4

Susanne Schöß

Bremen-Nord, ein Ort der Moderne?[1] Bauten der 1920er-Jahre in Vegesack und Blumenthal

In Bremen ist die Architektur des Neuen Bauens rar: Das Neue Bauen, das 1927 auf der Werkbundausstellung in Stuttgart von der deutschen und internationalen Avantgarde unter der künstlerischen Leitung von Mies van der Rohe mit der Weißenhofsiedlung erstmals programmatisch vorgeführt wurde, hat in Bremen und auch im heutigen Bremen-Nord kaum Nachhall gefunden.

Zu den wenigen Protagonisten des Neuen Bauens in Bremen zählt der BDA-Architekt Ernst Becker (-Sassenhof) (1900–1968). Der gebürtige Essener ließ sich nach seinem Studium in Hannover und München 1924 als selbständiger Architekt in Vegesack und damit im heutigen Bremen-Nord nieder und konnte hier in den Folgejahren einige moderne Bauten im Sinne des Neuen Bauens realisieren, wie sein eigenes Wohnhaus an der damaligen Strandstraße (1926, nicht erhalten) und das benachbarte Boots- und Vereinshaus für den Vegesacker Ruderverein (1927, Denkmal). Durch seine engen Kontakte zu dem damaligen Vegesacker Bürgermeister Wittgenstein, der dem Neuen Bauen gegenüber aufgeschlossen war, konnte Becker – in Ermangelung eines offiziellen Gemeindebaurats – auch moderne kommunale Bauten in Vegesack zur Ausführung bringen.

Ernst Beckers Bauten wurden schon bald deutschlandweit bekannt, da sie in den von dem Kunsthistoriker Walter Müller-Wulckow seit 1925 herausgegebenen populären und breit rezipierten Bänden der Folge »Deutsche Baukunst der Gegenwart« / »Die Deutsche Wohnung der Gegenwart« in der Reihe der »Blauen Bücher« des Langewiesche-Verlages, einer Art zeitgenössischer Mustersammlung moderner deutscher Architektur, anschaulich präsentiert wurden.[2] Becker stand über lange Zeit in persönlichem Kontakt mit Müller-Wulckow, der im nahe gelegenen Oldenburg (i. O.) ab 1921 als Direktor des Landesmuseums für Kunst- und Kulturgeschichte amtierte.[3] Insgesamt kommt Becker, dem Walter Gropius 1929 das Angebot machte, als Mitarbeiter in seinem Büro zu arbeiten – ein Angebot, das Becker ablehnte –, im Bremen der 1920/30er-Jahre eine Sonderstellung zu.

Das Gros der Architekten, die in den 1920er-Jahren im heutigen Bremen-Nord tätig waren, baute anders als Ernst Becker – weniger radikal und mit mehr Rückbezügen auf die Tradition. Diese gemäßigten Ansätze, die sich unter dem mittlerweile gängigen Begriff der »Konservativen Moderne« subsumieren lassen, dokumentieren anschaulich die damals verbreitete Suche nach einer zeitgemäßen Architektursprache auf dem Fundament der Tradition und zugleich den vielfach zu erkennenden Spagat zwischen Tradition und Moderne – beides führte in einigen Fällen zu durchaus gültigen Architekturleistungen. Einige werden im Folgenden – nach Baugattungen sortiert und weitgehend in chronologischer Abfolge – vorgestellt. Bei allen ausgewählten Beispielen handelt es sich um damals neu gebaute, heute authentisch überlieferte Bauten aus den 1920er-Jahren, die als repräsentative Zeugnisse ihrer Zeit bereits unter Denkmalschutz stehen bzw. demnächst unter Denkmalschutz gestellt werden sollen.[4]

Folgendes Fazit lässt sich vorwegnehmen: Es sind qualitätvolle Bauten jener Zeit aus diversen Baugattungen erhalten. Die Bauten führen exemplarisch die große stilistische Bandbreite vor Augen, die so charakteristisch ist für die vielfältige Architekturszene der 1920er-Jahre in Deutschland. Trotz der stilistischen Unterschiede gehören die Bauten mehrheitlich der

Konservativen Moderne an. Sie stehen in diesem Beitrag gleichberechtigt neben konsequent modernen Bauten wie beispielsweise dem Wohnhaus Dr. Pickel von Ernst Becker – gewissermaßen in Anlehnung an Müller-Wulckow, der es sich in seinem oben erwähnten Werk zur Aufgabe gemacht hatte, die Architektur seiner Zeit in ihrer ganzen Breite zu dokumentieren.

In der Architekturgeschichtsschreibung stand lange Zeit ausschließlich das Neue Bauen im Mittelpunkt des Interesses. Mittlerweile ist die Sicht auf die 1920er-Jahre-Architektur weit differenzierter, und auch die Strömungen jenseits des Neuen Bauens, eben die Konservative Moderne, sind wissenschaftlich aufgearbeitet und werden in ihren Qualitäten anerkannt. Heute herrscht Konsens darüber, dass erst die Zusammenschau dieser so unterschiedlichen Spielarten von Moderne der Architekturszene der 1920er-Jahre in ihrer Komplexität gerecht wird.

Wohnungsbauten

I. Werkswohnungen

Im Bereich des Werkswohnungsbaus sind zwei bürgerlich-repräsentative Mehrfamilienhäuser mit großzügigen Werkswohnungen aus den frühen 1920er-Jahren überliefert, die anschaulich dokumentieren, wie die beiden großen Arbeitgeber im heutigen Bremer Norden, die Großwerft »Bremer Vulkan« in Vegesack und Fähr und die Bremer Woll-Kämmerei (BWK) im bis 1939 preußischen Blumenthal ihre Fachkräfte mit stattlichen Wohnhäusern und komfortablen Wohnungen hofierten, um sie langfristig an das jeweilige Werk und an den Ort zu binden. Beide Wohnhäuser zeichnen sich durch klare Rückbezüge auf die klassische Architektur-Tradition aus, mit denen hier die Ansprüche an gehobenes Wohnen eingelöst wurden. Es handelt sich einerseits um das Wohnhaus in der Vegesacker Weserstraße 69/70, das 1922 im

Wohnhaus mit Werkswohnungen des Bremer Vulkan, Weserstraße 69-70, 1922, August Abbehusen, Straßenansicht

Wohnhaus mit Werkswohnungen des Bremer Vulkan, Gartenansicht

Auftrag des benachbarten Bremer Vulkan nach Entwürfen des renommierten Bremer Architekten August Abbehusen (1875–1941) realisiert wurde, und andererseits um das »Beamten-Wohnhaus« an der Lüssumer Straße 35, das ebenfalls 1922 für die BWK wohl nach Entwürfen des firmeneigenen Baubüros entstand.

August Abbehusen, damals einer der führenden Architekten Bremens, gilt als der Bremer Klassizist seiner Zeit schlechthin. Vor dem Ersten Weltkrieg, als er mit großem Erfolg in Architektengemeinschaft mit Otto Blendermann arbeitete und zahlreiche bedeutende Bauten in Bremen realisieren konnte[5], schloss er sich der damals neuen Klassizismus-Bewegung an. Diese um 1905 aufkommende Bewegung lehnte jegliche »Stilarchitektur« zwischen Historismus und Jugendstil ab und propagierte stattdessen einen vereinfachten Klassizismus als zeitgemäßen Baustil. Die neuen Klassizisten besannen sich auf die Zeit vor der Industrialisierung um 1800 und auf die »einfache Architektur« zurück. In diesem Kontext erlebten kubisch geschlossene Baukörper, hohe Dächer und lokale Baugewohnheiten eine Renaissance. Ebenso entdeckte man geometrisch klar gegliederte Wände wieder, die allenfalls flache Randvorlagen oder rahmende Bänder erhielten, und verwendete als plastischen Dekor – sofern nicht gänzlich darauf verzichtet wurde – oft nur sparsam verteilte broschenartige Reliefs.

Diesem Klassizismus blieb Abbehusen auch nach dem Ersten Weltkrieg treu – nun ohne Blendermann arbeitend –, als er dem Wohnhaus an der Weserstraße die äußere Gestalt eines frühklassizistischen Herrenhauses verlieh. In beinahe noch barocker Manier gestaltete er die Straßenansicht des breit gelagerten zweigeschossigen Putzbaus unter Mansardwalmdach symmetrisch und hob die Mittelachse mit dem repräsentativen Haupteingang besonders hervor. Klassizistisch gehalten ist die fein ornamentierte Fassade: Der sparsam eingesetzte, dafür umso wirkungsvoller gliedernde Fassadenstuck in Form von Gesimsen, Sohlbänken, Felderung und Bildschmuck ist in Entwurf und hand-

Wohnhaus mit Werkswohnungen der BWK, Lüssumer Straße 35, 1922, Straßenansicht

werklicher Ausführung von ausgezeichneter Qualität. Auf die malerische Hanglage zur Weser ging Abbehusen ein, indem er den Baukörper rückwärtig als Dreiflügelanlage zum Weserhang ausrichtete und ihn zusätzlich mit Loggien öffnete. Der anspruchsvollen äußeren Erscheinung des Wohnhauses entsprachen die großzügig bemessenen Wohnungen im Inneren: Die insgesamt sechs geräumigen Wohnungen wiesen jeweils 150 (Erd- und Obergeschoss) bzw. 120 (Dachgeschoss) Quadratmeter auf.

Das BWK-Wohnhaus entstand 1922 in dem Bereich der Lüssumer Straße, der schon damals zur bevorzugten Wohngegend der höhergestellten BWK-Mitarbeiter gehörte. Bereits vor dem Ersten Weltkrieg waren im Umgriff der evangelisch-lutherischen Martin-Luther-Kirche in Blumenthal an der heutigen Wigmodistraße und Martin-Luther-Straße die ersten gediegenen Wohnhäuser für höhergestellte BWK-Mitarbeiter entstanden.[6] Schon bald erfreute sich diese Lage großer Beliebtheit, denn hier wohnte man einerseits zentral – direkt bei der Kirche und der damaligen Volksschule und in geringer Entfernung zum Arbeitsplatz – und andererseits in malerischer Umgebung: Von der Anhöhe konnte man den Blick nach Osten richten auf die idyllisch-ländliche Blumenthaler Aue, damals noch mit »Thyens Schloß«. In den 1920er-Jahren baute die BWK an diesem Standort weitere »Beamten-Wohnhäuser«, die sich mit ihrer eher bodenständigen Architektur – ganz im Sinne des Heimatschutzes und des damaligen Blumenthaler Gemeindebaurats Michael Fischer – harmonisch in das Blumenthaler Ortsbild einfügten. Zudem standen sie im Einklang mit der Architektur auf dem Werksgelände der BWK aus der Zeit vor und nach dem Ersten Weltkrieg, die ebenfalls aus der Feder des firmeneigenen Baubüros stammte: Eine enge stilistische Verwandtschaft ist zu der Technischen Verwaltung (Nr. 50) von 1913, dem Sortiergebäude (Nr. 43) von 1914/15 und den Eingangsbauten an der Landrat-Christians-Straße 95 (um 1924)

zu erkennen. Offenbar gehörte diese traditionsverbundene, klassisch eingefärbte Architektur zur »Corporate Identity« der BWK.

Das Vierfamilienwohnhaus an der Lüssumer Straße Nr. 35 mutet äußerlich wie ein schlichtes Herrenhaus an: Der symmetrisch gestaltete zweigeschossige Backsteinbau unter hohem Walmdach zeichnet sich durch eine starke Betonung des Mittelteils aus, der den Haupteingang aufnimmt. Der vierachsige Mittelrisalit wird von einem markanten, fast monumentalen Tympanon überfangen, das freilich kein Wappen, sondern drei schlichte Fenster aufweist. Im Gegensatz zum fein ornamentierten Putzbau des Bremer Vulkan ist dieser Bau mit seiner rötlichen Klinkerverblendung weit strenger gehalten, nur mit wenigen Gliederungselementen ausgestattet und ohne jegliches Ornament belassen.

In direkter Nachbarschaft baute die BWK 1924, wohl nach Entwürfen des Bremer Architekten Arthur Karst, das Doppelhaus Martin-Luther-Straße 1/3, in dem Werkswohnungen von nahezu großbürgerlichem Zuschnitt untergebracht waren. Laut Adressbuch wohnte hier einst der Kaufmann und BWK-Direktor Heinrich Delius. Der Architekt zitierte in diesem Fall zwar nicht das klassische Formenvokabular, wandte aber klassische Prinzipien an, indem er die Fassaden symmetrisch aufbaute und die Mittelachsen mit den Hauseingängen besonders betonte. Analog dazu konzipierte der Architekt auch die zugehörigen rückwärtigen Gärten symmetrisch: Beide sollten in gleicher Weise architektonisch gestaltet und durch einen Gartenpavillon verbunden werden. Charakteristisch für das klinkersichtige zweigeschossige Wohnhaus unter Walmdach sind der für die Fassaden verwendete dunkle, bläulich-rote Klinker und die durch Farbe und Material abgesetzte dezent-expressionistische Bauornamentik, die an den Hauseingangstüren erhalten ist. Mit dieser Kombination von traditionellen und damals modernen expressionistischen Elementen ist der Bau ein typischer Vertreter der Konservativen Moderne: Konservativ ist der Bau in seinem klassischen Habitus und seiner solide-bodenständigen und zugleich vornehm-zurückhaltenden Klinkermaterialität. Eine vorsichtige Einbeziehung von Moderne ist hingegen in der dekorativen Verwendung der expressionistischen Bauornamentik zu erkennen.

Wohnhaus mit Werkswohnungen der BWK, Martin-Luther-Straße 1–3, 1924, Straßenansicht

Garagenanlage der BWK-Wohnhäuser, Wigmodistraße 40, 1934

Eher traditionell fiel auch die zugehörige, wohl wiederum nach Entwürfen des BWK-Baubüros entstandene Garagenanlage an der Wigmodistraße von 1934 aus, die den Bewohnern der benachbarten BWK-Wohnhäuser mit ihren damals insgesamt 10 Garagen, Werkstatt, Wärter- und Abstellraum zur Verfügung stand. Die Anlage wurde auf U-förmigem Grundriss mit zwei pavillonartigen Kopfbauten an der Wigmodistraße konzipiert und massiv mit Klinkerverblendung gebaut, die Walmdächer der Eingangspavillons mit mattglasierten kupferfarbigen Biberschwänzen eingedeckt. Im letzten

Bauabschnitt wurde 1938 in direkter Nachbarschaft zu den genannten Wohnhäusern noch ein BWK-eigener Tennisplatz mit Umkleidehaus (nicht erhalten) errichtet, der den Komfort der BWK-Privilegierten in dieser Wohngegend komplettierte.

II. Private Wohnhäuser

Auch im privaten Wohnhausbau der 1920er-Jahre in Bremen-Nord war die Konservative Moderne weit verbreitet; dezidiert moderne Bauten, wie das von Becker entworfene Vegesacker Wohnhaus des Zahnarztes Dr. Pickel in der heutigen Sagerstraße, bildeten die Ausnahme. Ein originelles Wohnhaus der Konservativen Moderne hat sich in der Weserstraße in Vegesack – nicht weit entfernt von dem genannten Werks-Wohnhaus des Bremer Vulkan – erhalten.

Auf dem hohen Weserufer ließ sich 1927–1928 der Kaufmann Carl Buermeyer das elegante Wohnhaus mit Weserblick nach den Entwürfen der renommierten Bremer Architekten Heinrich Wilhelm Behrens und Friedrich Neumark errichten, die von 1907 bis 1935 erfolgreich als Sozietät zusammenarbeiteten. Den Hausgarten auf dem schmalen, lang gestreckten Grundstück, das von der Weserstraße den Abhang hinab bis zur 1923 angelegten Strandstraße an der Weser reichte, gestaltete der namhafte Bremer Gartenarchitekt Christian Roselius (1871–1945). Roselius, ein überregional bedeutender Vertreter der neoformalen Gartenkunst, und Friedrich Gildemeister gelten heute als wichtigste Bremer Gartenarchitekten des 20. Jahrhunderts.

Der Bauherr Carl Buermeyer übernahm 1896 gemeinsam mit Wilhelm Hockemeyer die 1848 gegründete Vegesacker Firma Gebrüder Thiele. Gemeinsam führten sie das Unternehmen 56 Jahre lang bis zu Buermeyers Tod. Die Firma der Brüder Thiele, die in den ersten Jahrzehnten als »Eisen-, Messing- und Kurze-Waa-

Haus Buermeyer, Weserstraße 78, 1927–1928, Behrens & Neumark

ren-Handlung« firmierte, erhielt ab 1896 durch Buermeyer und Hockemeyer eine neue Ausrichtung: Nun konzentrierte man sich auf den Handel mit Eisen, Werftbedarf und Schiffsausrüstung. Die Neuausrichtung war erfolgreich und führte zu einer erheblichen Vergrößerung des Unternehmens: Anfang der 1940er-Jahre galt Gebrüder Thiele als größte Eisenwarenhandlung im nordwestdeutschen Raum, 1964 reichten die Kapazitäten in Vegesack nicht mehr aus und das Unternehmen zog nach Osterhagen-Ihlpohl in Niedersachsen. Bis heute existiert die Firma Gebrüder Thiele, die mittlerweile ein international agierendes Unternehmen ist. Am Vegesacker Hafen und in dessen Umgriff war die Firma in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts sehr präsent: Das Geschäftshaus mit Nebengebäuden befand sich in der Hafenstraße 54–57, heute Alte Hafenstraße, an der Nordwestseite des Vegesacker Hafens lagen die Lagerhäuser und Schuppen der Firma. Die Firma hatte zudem Grundstücke am Vegesacker Bahnhof und verfügte über einen firmeneigenen Gleisanschluss. Heute erinnert am Vegesacker Hafen nur noch der sogenannte Thiele-Speicher (Denkmal) an die Firma Thiele. Offenbar waren Buermeyer und Hockemeyer nicht nur Geschäftspartner, sondern auch privat in engem Kontakt. Immerhin waren sie ab 1928 Nachbarn in der Weserstraße: Wilhelm Hockemeyer lebte in der Weserstraße 77, Buermeyer zog 1928 in sein neu erbautes Wohnhaus Weserstraße 78, in dem er mit seiner Familie wohl bis zu seinem Tod Anfang der 1950er-Jahre lebte.

Das weitgehend im Original überlieferte Buermeyersche Wohnhaus ist ein qualitätvolles Beispiel des nicht nur in Bremen, sondern in Norddeutschland von 1910 bis 1930 weit verbreiteten Typus einer kubisch geschlossenen, meist verklinkerten Walmdachvilla mit oft symmetrischer Hauptfassade, die stilistisch der Konservativen Moderne zuzuordnen ist. Innerhalb dieser Gattung nimmt der Bau in Bremen eine herausragende Position als eines der besten, elegantesten und originellsten Beispiele dieser Richtung in ihrer späten Ausformung ein. Charakteristisch für die Konservative Moderne ist die an der Weserstraße 78 deutlich erkennbare Kombination von konservativen und modernen Gestaltungselementen, die zu einer künstlerisch gelungenen Synthese verschmolzen wurden. Konservativ und ganz im Sinne von Paul Mebes' berühmter und einflussreicher Publikation »Um 1800« von 1908 ist beispielsweise an der Straßenfassade die Mittelachsenbetonung durch den Haupteingang mit dem markanten, hell verputzten rundbogenförmigen Türgewände und den flankierenden rautenförmigen Fensteröffnungen, die kunstvolle Fenstergitter aufweisen. Geschickt nutzten die Architekten diese Eingangssituation, um den Bau topografisch zu verankern: Sie verglasten die Haupteingangstür, sodass sich dem Eintretenden bereits von außen der Blick durch das Haus auf die rückwärtige Weser eröffnete. Aus dem konservativen Repertoire sind auch das Pyramidendach, dessen Traufbereich elegant ausgestellt ist und in einem weiten Dachüberstand mündet, die Sprossenfenster und die Fensterläden. Konventionell ist auch der Grundriss mit zentraler Eingangshalle und Herrenzimmer im Erdgeschoss und Mädchenzimmern im Obergeschoss. Modern hingegen sind die an allen Fassaden verwendeten Fensterbänder, die über Eck geführten Fenster und die bündig in die Fassade eingelassenen Fenster. Die Fensterbänder und das Motiv der über Eck geführten Fenster waren vielleicht vom benachbarten, dezidiert modernen Wohnhaus des Architekten Ernst Becker an der Strandstraße inspiriert. Auch das Breitgelagerte des Baukörpers ist ein Indiz für Moderne. Die künstlerische Qualität der Architektur ist an der sorgfältigen Gestaltung und ausgewogenen Komposition aller Fassaden des zweigeschossigen roten Backsteinbaus sowie an den Details zu erkennen, die sich durch einen hohen ästhetischen Anspruch und große handwerkliche Sorgfalt auszeichnen.

Eine architekturgeschichtliche Bedeutung kommt dem hervorragend erhaltenen Bau zudem als ein wichtiges und besonders gelungenes Werk im Œuvre von Behrens und Neumark zu: Es ist das repräsentativste Beispiel für ihren konservativ-gediegenen privaten Wohnhausbau

Haus Dr. Pickel, Sagerstraße 26, 1931, Ernst Becker

für eine betuchte Klientel. Die Architekten, die vor dem Ersten Weltkrieg vor allem mit modernen Geschäftshäusern nach amerikanischen Vorbildern auf sich aufmerksam machten und 1930/31 ihr wohl bekanntestes Werk, das Kaufhaus Karstadt in der Bremer Innenstadt, in konsequent moderner Formensprache realisierten, waren vor und nach dem Ersten Weltkrieg auch im privaten Wohnhausbau tätig. Aus der Zeit vor 1914 stammte zum Beispiel der als Landhaus konzipierte Bau in der Lindenstraße 1 in Bremen-Aumund (1908, nicht erhalten). In den mittleren 1920er-Jahren entstanden in rascher Folge mehrere Wohnhäuser in Schwachhausen und Horn (1924: Haus Lindemann, Wachmannstraße 76; 1925: Wohnhäuser Alten Eichen 7, 19, 20/22, 32, 40 und Horner Heerstraße 16; 1927: Wohnhaus Wachmannstraße 82) und eben das Buermeyersche Wohnhaus Weserstraße 78, das durch seinen originellen Entwurf herausragt. Die Zusammenarbeit Buermeyers mit Behrens & Neumark verlief offenbar gut, denn 1930 erhielten die Architekten einen Folgeauftrag zum Um- und Neubau des Geschäftshauses der Gebrüder Thiele an der Vegesacker Hafenstraße, heute Alte Hafenstraße (nicht erhalten).

Wenige Jahre später, 1931, ließ sich der Zahnarzt Dr. Pickel ein Wohnhaus mit Arztpraxis in der damaligen Bismarckstraße, heute Sagerstraße 26, in Vegesack errichten. Becker entwarf für seinen Bauherrn ein konsequent modernes Wohnhaus, das zu den wenigen Beispielen des Neuen Bauens im Land Bremen zählt. Funktional bedingt ist die klare Gliederung des Baukörpers in unterschiedlich dimensionierte Kuben und Quader: Im würfelförmigen zweieinhalbgeschossigen Hauptbaukörper war die Mehrzahl der Wohnräume untergebracht, im straßenseitig zweigeschossigen und gartenseitig nur eingeschossigen Anbau lagen im Erdgeschoss die Praxisräume, während das Obergeschoss für die Aufnahme eines »Herrenzimmers« bestimmt war. Charakteristisch für das puristische Wohnhaus Dr. Pickel sind die Putzfassade mit ihrer grafischen Strenge und das weit auskragende dominante Flachdach, das wie eine Hommage an die Präriehäuser des amerikanischen Architekten Frank Lloyd Wright anmutet. Das Flachdach, das Becker in dieser Art bereits zuvor am Vegesacker Sporthaus (1924–1927 Bau erhalten, Dach verändert) verwendet hatte, war ein klares Bekenntnis von Architekt und Bauherrn zum Neuen Bauen. Das Dach betont die Horizontalität des Baukörpers, die zudem von den Sohlbänken, den liegenden Fensterformaten, dem eleganten, weit vorkragenden Eingangsvordach und den horizontalen breiten Gitterspangen der ebenfalls bauzeitlich erhaltenen Eingangstür unterstrichen wird.

III. Bauten des Sports

Bekannter als das Wohnhaus Dr. Pickel ist das ebenfalls von Becker im Sinne des Neuen Bauens entworfene Haus des Vegesacker Rudervereins (V.R.V.) von 1927, heute Vegesacker Weserpromenade 2, das unmittelbar neben Beckers eigenem Wohnhaus von 1926 an der Weser realisiert wurde. Das Boots- und Vereinshaus wurde bereits kurz nach seiner Fertigstellung in Müller-Wulckows Band »Bauten der Gemeinschaft« veröffentlicht. Der in Kuben gegliederte Bau-

Ehemaliges Ruderhaus des VRV

VRV-Haus, Abbildung bei Müller-Wulckow

körper nahm ursprünglich im Erdgeschoss zwei Bootshallen auf, die den mittig platzierten, von Zungenmauern eingefassten Eingang mit der Inschrift »V.R.V.« flankierten. Über dem Haupteingang erhob sich der dominante Aussichts- und Flaggenturm, an den die Gesellschaftsräume im zurückgestaffelten Obergeschoss anschlossen. Zwischen 1948 und 1965 kam es mehrfach zu Umbauten, bei denen u. a. der Turm gekappt wurde. Trotz der Veränderungen entschied sich 1993 die Denkmalpflege, diesen Bau als in Bremen seltenes Zeugnis des Neuen Bauens in die Denkmalliste einzutragen. 1995 wurde das Boots- und Vereinshaus in Abstimmung mit der Denkmalpflege behutsam instandgesetzt bzw. in Teilen wie dem Turm rekonstruiert und dient heute als Wohn- und Atelierhaus. Nach der Instandsetzung ist das Haus des Vegesacker Rudervereins wieder in seiner ganzen Modernität in der Interpretation Beckers zu erleben: Prägende Details wie die Klinker-Rollschichten, die jeweils die hell verputzten

Kuben oben abschließen, und die massive Terrassenbrüstung konnten wiederhergestellt werden. Vor allem aber erhielt der Bau durch die Wiederherstellung des Turmes mit dem vertikalen Fensterband seine so charakteristische, ausgeprägte Vertikalität zurück.

Ein weiterer Bau des Sports, die ehemalige Gemeinde-Turnhalle Aumund in der Ludwig-Jahn-Straße 6, ist nicht nur formal, sondern auch typologisch ein interessantes Fallbeispiel. Der zwischen 1928 und 1930 nach Entwürfen des ortsansässigen Architekten Johann Meyer im Auftrag der damals noch preußischen Gemeinde Aumund realisierte Bau war – wie andere Turnhallen auch – als Mehrzweckbau konzipiert: Er konnte nicht nur für sportliche, sondern auch für gesellige und pädagogische Zwecke sowie für Versammlungen genutzt werden. Die Turnhalle, in den Plänen bezeichnenderweise auch als Saalbau benannt, war und ist bis heute an der Nordseite mit einer Bühne ausgestattet, sodass hier beispielsweise Vorführungen vor größerem Publikum stattfinden konnten. An der Südseite mit dem Haupteingang war im ersten Obergeschoss eine »Volksbücherei« untergebracht. In den Seitenflügeln der Turnhalle befanden sich – außer den Umkleideräumen, Bädern und Duschen – ein kleinerer Sing- und Versammlungssaal sowie eine Wohnung für den Hausmeister. Zu den Nutzern der Turnhalle gehörte die in Aumund stark vertretene Arbeiterschaft des nahe gelegenen Bremer Vulkan, die hier gewissenermaßen ein Arbeiter-Gemeinschaftshaus vorfand. Es bildete das Pendant zum ehemaligen Jugendbundheim in Blumenthal (1927), das den Arbeitern der Bremer Woll-Kämmerei als Gemeinschaftshaus zur Verfügung stand.[7]

Gemeinde-Turnhalle Aumund, Ludwig-Jahn-Straße 6, 1928–1930, Johann Meyer

Bis 1928 war die Lage in Aumund allerdings desolat: Die fünf Volksschulen der Gemeinde hatten nur eine Turnhalle zur Verfügung, und zwar die der Lobbendorfer Schule (heute Fröbelstraße 52).[8] Darüber hinaus drängten verschiedene lokale Turn- und Sportvereine darauf, ihre Platznot durch den Bau einer neuen Turnhalle zu beheben. Darunter dürfte auch der Arbeiter-Turnverein Vegesack-Aumund gewesen sein, der 1928 immerhin 200 Mitglieder zählte. Nach langen Diskussionen und »stürmischen Sitzungen« im Gemeinderat, in dem die Arbeiterschaft vertreten war, beschloss man 1928, an zentraler Stelle – am Sportplatz südlich der Schule an der Schillerstraße (heute Fährer Flur), damals an der Werftstraße, heute Ludwig-Jahn-Straße – eine neue Gemeinde-Turnhalle zu errichten.

Überliefert sind zwei Entwürfe, die der Architekt der Gemeinde wohl als Alternativen vorlegte. Beide Entwürfe zeigen die gleiche T-förmige Anordnung der Baukörper – die Turnhalle als erhöhten Mittelteil, flankiert von den niedrigeren Seitenflügeln. Stilistisch unterscheiden sich die beiden Entwürfe aber: Während ein Entwurf stärker expressionistisch-kristallin ausfiel, war der alternative Entwurf, der letztlich zur Ausführung kam, sachlicher gehalten und mit nur wenigen moderat expressionistischen Elementen versehen. Meyer war auch für die Bauleitung zuständig. Die Ausführung übernahm die »Bauhütte Vegesack und Umgebung«, eine 1923 gegründete gemeinnützige Baugesellschaft, die ihren Sitz in Vegesack hatte und aus Mitgliedern unterschiedlicher Gewerkschaften

bestand. Sie wurde 1934 »gemäß § 2 des Gesetzes über die Auflösung von Gesellschaften und Genossenschaften vom 9. 10. 1934« aus dem Handelsregister gelöscht.

Auch die Aumunder Turnhalle ist stilistisch der Konservativen Moderne zuzuordnen, allerdings mit wenigen Verweisen auf die Tradition und vielen Indizien von Moderne im Sinne des Neuen Bauens, zu denen die aus der Funktion abgeleitete Gliederung des Baukörpers, die starke Horizontalität des Baus, der weitgehende Verzicht auf Ornamentik und die Sachlichkeit der Architektur zählen. Traditionell hingegen fielen das – wohl auch aus pragmatischen bautechnischen Gründen gewählte – Satteldach des Turnhallentraktes und die Baukonstruktion aus: Die Turnhalle wurde massiv errichtet.

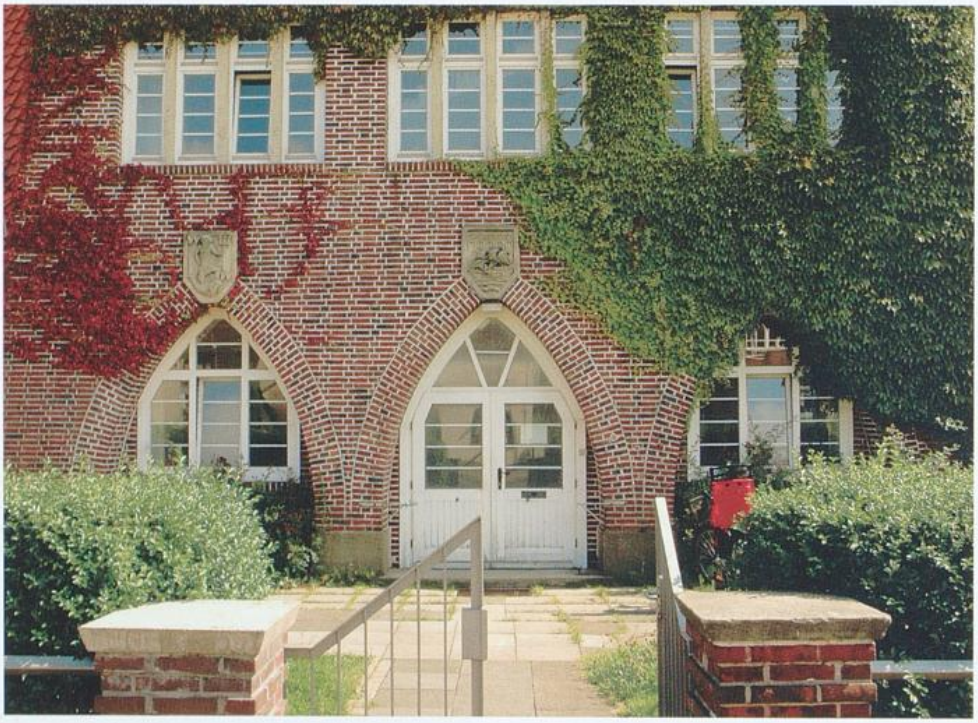
IV. Öffentliche Bauten

Ein ortsbildprägender öffentlicher Bau der 1920er-Jahre ist der monumentale Blumenthaler Wasserturm in der Mühlenstraße 62 von 1927/28, der bald zum Wahrzeichen Blumenthals avancierte. Der Wasserturm, den der erste und langjährige Blumenthaler Gemeindebaurat Michael Fischer entwarf, ist ein typischer Vertreter des Expressionismus bzw. des gotisierenden Backsteinexpressionismus. Auch die anderen kommunalen Bauten, die Fischer in seiner 25-jährigen Amtszeit (1910–1935) entwarf und die noch heute das Blumenthaler Ortsbild bestimmen, zeichnen sich durch das Material Backstein bzw. Klinker und expressionistische Formelemente aus: die Sparkasse (1931), die Feuerwehr (1936) und die benachbarte ehemalige Bildungsanstalt (1936). Fischers Expressionismus gehört dem »Expressionismus-Establishment« an, das sich nach der Währungsreform 1923/24 bei den gemäßigt modernen Architekten etablierte und die revolutionären Expressionisten der ersten Jahre nach dem Ersten Weltkrieg mit ihrem himmelstürmenden Pathos und ihren utopischen Visionen einer neuen Welt ablöste.

Der wuchtige, sechsgeschossige Wasserturm auf quadratischem Grundriss wurde an der höchsten Stelle Blumenthals errichtet – an der

Wasserturm Blumenthal, Mühlenstraße 62, 1927–1928, Michael Fischer

Mühlenstraße, rund 600 m vom Blumenthaler Wasserwerk entfernt. Charakteristisch ist die rote Klinkerverblendung des Wasserturms, mit der Fischer das moderne Innenleben, die Konstruktion in Stahlskelettbauweise, kaschierte. Der Turmschaft schließt mit einem gezackten Faltgesims ab. Darüber erhebt sich die zurückgesetzte bauliche Hülle des 250 cbm fassenden Hochbehälters, die zum Pyramidendach überleitet. An das Sockelgeschoss des Turms schließen beidseitig Fügelanbauten unter Walmdächern mit strenger Backsteinornamentik an. Die drei gotisierenden spitzbogigen Öffnungen im Sockelgeschoss des Turmes sind mit Reliefs versehen, die auf die Funktion des Bauwerks verweisen: Ein Schiff steht stellvertretend für die Bedeutung der Wasserwege für den Handel in der Stadt, der römische Wassergott Neptun mit Dreizack verkörpert das Element Wasser, und



Wasserturm Blumenthal, Haupteingang

Wasserturm Blumenthal, Schlussstein mit Neptun

die Eule soll wohl an die Weisheit erinnern, mit der das Wasser verteilt werden muss.

Von Anfang an waren im Blumenthaler Wasserturm weitere Nutzungen untergebracht: Im Erdgeschoss befanden sich eine öffentliche Badeanstalt mit Wannenbädern und ein Kindergarten, im ersten und zweiten Obergeschoss standen den Bediensteten, vor allem dem Heizer, Wohnungen zur Verfügung. Nach der Schließung der Badeanstalt 1965 übernahm der Kindergarten auch die Räume der ehemaligen Badeanstalt und die beiden Dienstwohnungen. Bis in die 1970er-Jahre war der Wasserturm zur städtischen Wasserversorgung erforderlich. Danach diente er noch 20 Jahre als Notreserve, bis er ganz aus dem Netz genommen wurde. Seit 2004 ist eine Grundstücksverwaltungsgesellschaft Eigentümerin des Wasserturms, die sich dem Erhalt und der angemessenen Weiternutzung des Bauwerks verschrieben hat. Der Kindergarten ist hier weiterhin angesiedelt.

Literaturauswahl

Georg Bessell u. August Westermann, Bremer Vulkan. 150 Jahre Schiffbau in Vegesack, Bremen 1955

Karolin Bubke, Janina Schulte, Walter Ludwig Tegelbeckers, Ilse Windhoff u. a., Einfaches Bauen. Ernst Becker – Leben und Werk eines Architekten, Delmenhorst 1999

Bremische Biographie 1912–1962, hg. von der Historischen Gesellschaft zu Bremen und dem Staatsarchiv Bremen, Bremen 1969, S. 1 (zu A. Abbehusen), S. 30/31 (zu H. W. Behrens), S. 48/49 (zu O. Blendermann), S. 349 (zu F. Neumark)

Häuser der Großstadt. Die Architekten Behrens und Neumark in Bremen 1899–1957, hg. v. Nils Aschenbeck, Delmenhorst 1996

Hans-Christoph Hoffmann, Erforschen, Pflegen, Schützen, Erhalten, Bremen 1998, S. 110–113

Friedrich Jerchow, 1883–1983. Die Geschichte der Bremer Woll-Kämmerei zu Blumenthal, Bremen 1983

Wolfgang Kiesel, Der Bremer Vulkan. Aufstieg und Fall, Bremen 1997

Vittorio Magnago Lampugnani u. Romana Schneider (Hg.), Moderne Architektur in Deutschland 1900 bis 1950, Bd. 1, Reform und Tradition, Stuttgart 1992

Hans-Herbert Möller (Hg.), Siedlungen der zwanziger Jahre in Niedersachsen, Hannover 1985 (= Arbeitshefte zur Denkmalpflege in Niedersachsen Bd. 4)

Walter Müller-Wulckow, Architektur der Zwanziger Jahre in Deutschland, Neu-Ausgabe der vier Blauen Bücher, Königsstein i. Ts. 1975

Jens Uwe Schmidt, Wassertürme in Bremen und Hamburg, Cottbus 2011, S. 20–23

Alfred Tietjen, Blumenthal – meine Heimat, Blumenthal 1937

Eduard Wencke, Die Bremer Woll-Kämmerei Blumenthal (Hannover) 1884–1909, Berlin 1909

Anmerkungen

1 Der Titel wurde in Anlehnung an Jörg Limbergs Beitrag zur architektonischen Moderne in Potsdam gewählt (Brandenburgische Denkmalpflege, Jahrgang 6, 2.1997, S. 62–85).

2 In dem Band »Wohnbauten und Siedlungen« (3. Aufl. 1929) sind Beckers eigenes Wohnhaus von 1926, damals an der Strandstraße, das Wohn- und Geschäftshaus in der heutigen Gerhard-Rohlfs-Straße von 1924–1926 sowie das Strickhaus Harmssen in Vegesack von 1927 (»Mietshaus in Vegesack«) abgebildet. In dem Band »Bauten der Gemeinschaft« (3. Aufl. 1929) sind das Vereins- und Bootshaus des Vegesacker Rudervereins von 1927 und das Sportplatzgebäude in Vegesack (1924–1927) vertreten. In dem Band »Die deutsche Wohnung der Gegenwart« (4. Aufl. 1932) sind Flur und Arbeitszimmer im Wohnhaus Becker abgebildet.

3 Im Nachlass von Walter Müller-Wulckow im Landesmuseum Oldenburg ist sein Schriftverkehr mit Ernst Becker überliefert (freundl. Mitteilung von Fr. Dr. Claudia Quiring, 18. 10. 2012). Der Nachlass wird derzeit im Rahmen des am Landesmuseum Oldenburg angesiedelten Projektes »Neues Bauen« wissenschaftlich aufgearbeitet. Spannende neue Erkenntnisse über den persönlichen Kontakt und die Zusammenarbeit von Müller-Wulckow und Becker sind zu erwarten.

4 Zu Neuausweisungen führte das Projekt zur Nacherfassung der historischen Bausubstanz in Bremen-Nord (2009–2012): Von der Autorin wurden zahlreiche Bauten der 1920er-Jahre inventarisiert, von denen einige nun unter Denkmalschutz gestellt wurden/werden, wie das Wohnhaus Weserstraße 78.

5 Abbehusen arbeitete ab etwa 1903 bis 1914 in Architektengemeinschaft mit Otto Blendermann. Gemeinsam konnten sie zahlreiche bedeutende Bauvorhaben wie die ehem. Mittelschule Blumenthal (1905), das Rathaus in Blumenthal (1910) und das Schauspielhaus am Ostertor (1912–13) realisieren. Alle Bauten des Architektenduos zeichnen sich durch einen verhaltenen Klassizismus aus.

6 Im ersten Bauabschnitt wurden 1913 die beiden baugleichen »2 Familienwohnhäuser« an der Martin-Luther-Straße 14/16 und Wigmodistraße 36/38 im Auftrag der BWK nach Entwürfen des Oldenburger Architekten Albert Köhler als Putzbauten im Reformstil realisiert.

7 Das ehemalige Jugendbundheim von 1927, später Richard-Jung-Heim, heute in der Besanstraße 55, wird mittlerweile als Wohnhaus genutzt.

8 Damals gehörten die Ortsteile Alt-Aumund, Borchshöhe, Fähr, Hammersbeck, Lobbendorf und Voraumund zur Gemeinde. An Volksschulen gab es: Schule Aumund, Johann-Lange-Straße, Schule Hammersbeck, Schule Lobbendorf, Schillerschule, katholische Schule.

Georg Skalecki

Anmerkungen zum Expressionismus in der Architektur und zu Bernhard Hoetgers Werk in der Böttcherstraße

Der vorliegende Beitrag will Beobachtungen zum architektonischen Werk von Bernhard Hoetger machen und dabei auch einen Diskussionsbeitrag zum Begriff »Expressionismus in der Architektur« leisten. Die sogenannten expressionistischen Bauten von Bernhard Hoetger in der Böttcherstraße in Bremen sind aber nur zu begreifen, wenn man die Geschichte der gesamten Böttcherstraße kennt, sodass auch die anderen Gebäude dieses Ensembles kurz beschrieben werden sollen.

Der Begriff »Expressionismus« ist für die Architektur nach meinem Dafürhalten immer noch ausgesprochen problematisch. Er eignet sich keinesfalls als Epochenbegriff, bestenfalls als Stilbegriff, und auch darin ist er von sehr unterschiedlichen Erscheinungen geprägt, die Norbert Huse in drei Gruppen einordnen will: den organischen, den konservativen und den utopistischen Expressionismus. Einleitend einige wenige Gedankensplitter dazu.

Lange Zeit ist dem Phänomen der sogenannten expressionistischen Architektur nur wenig Beachtung geschenkt worden, herrschte doch eine Überbewertung der klassischen internationalen Moderne vor. Auch die Kunstgeschichtsforschung hat sich diesem Urteil angeschlossen und diese Phase der Architekturgeschichte erst spät wissenschaftlich aufbereitet. Die expressionistische Architektur wurde sozusagen als »Irrweg« von den klaren reinen Formen der Moderne angesehen. Aber dieses Phänomen eines speziellen expressiven Kunstwollens ist mehr als nur eine Episode.

Im und nach dem Ersten Weltkrieg entstanden bei vielen Künstlern die Hoffnung und der Wunsch, eine neue, veränderte Gesellschaft und für diese eine neue Stadt zu schaffen. Aus dem Jugendstil heraus erwuchs das Bedürfnis, einen eigenen Stil zu prägen, der sich nicht unmittelbar auf historische Formen berufen sollte. Ein neues großes Interesse an exotischen Kunstformen, am Orient, aber auch der Gotik als ausdrucksstarker mystischer Epoche der eigenen nationalen Vorgeschichte beförderte diese Idee. Auffallend ist auch die große Affinität, die viele zeitgenössische Architekten zu Friedrich Nietzsche hatten. Seine Absage an alles Bürgerliche und Autoritäre, an die Geschichte schlechthin, leitete viele Künstler dieser Zeit. Nietzsche proklamierte auch, dass ein schöpferischer Akt, ganz gleich welcher Kunstgattung, eine rauschhafte Offenbarung sein solle, somit also »expressiv«. Sein Werk »Also sprach Zarathustra«, worin viele Architekturmetaphern auftauchen, wurde sozusagen zur Inspirationsquelle vieler Künstler. Der Meister Zarathustra lebt in einer bizarren Höhle, in einer wilden Gebirgswelt. Daraus wird zusätzlich die Zuneigung der Expressionisten zu kantigen, schroffen, mineralischen, kristallinen Formen befördert. Zwanghaft wurden asymmetrische, deformierte, spitze und bizarre Sonderformen gesucht. Viele große Architekten durchliefen diese Phase und prägten viele Varianten des Expressionismus, so Peter Behrens, Henry van de Velde, Joseph Olbrich, Bruno Taut, Erich Mendelsohn, Hans Poelzig oder Hans Scharoun. Man denke nur an den Einsteinturm in Potsdam von Mendelsohn 1918, das Schauspielhaus in Berlin von Poelzig 1918 oder das I.G.-Farben-Haus in Frankfurt von Behrens 1920. Allen gemein war zunächst auch eine gewisse Ablehnung alles Akademischen.

Dieses geistige Umfeld wird auch Hoetger durchaus beeindruckt haben, dennoch ist sein Werk in der Bremer Böttcherstraße zusätzlich anderen Einflüssen ausgesetzt, auf die ich einleitend kurz eingehen will.

Architektur unterliegt wie keine andere Kunstgattung besonderen externen Anforderungen. Bauwerke werden für eine Nutzung errichtet, sie müssen Funktionen erfüllen, die von einem Bauherrn definiert und vorgegeben werden. Selten entstehen Bauten als l'art pour l'art. Da meist auch hohe Kosten für die Erstellung anfallen, sind die Einflüsse der Bauherren oftmals größer als bei Werken der Bildenden Kunst.

Obwohl die Ausgangslage bei der Böttcherstraße in Bremen eine besondere ist, muss dennoch die Rolle des Bauherrn und Auftraggebers kurz beleuchtet werden. Die Böttcherstraße ist ein Gesamtkunstwerk, selbst eine große plastische Schöpfung. Der Bauherr war hier als Mäzen tätig, und so lasteten auf dem Projekt weniger stark wirtschaftliche Zwänge. Dennoch muss man die Ziele, die der Mäzen Roselius verfolgte, zur Kenntnis nehmen, um die Böttcherstraße insgesamt zu begreifen.

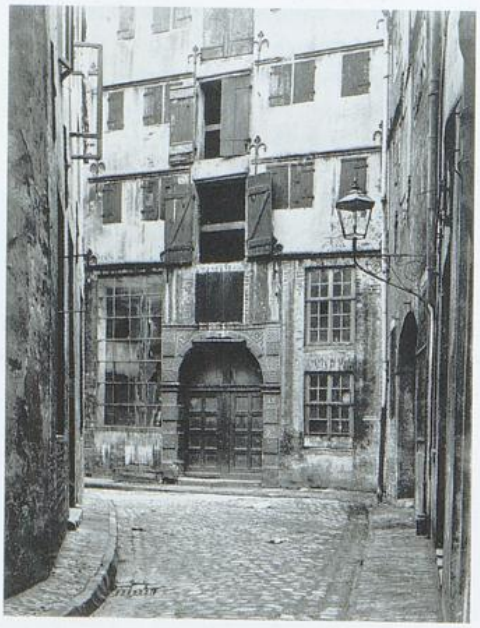
Der Bremer Kaufmannssohn Ludwig Roselius (geboren 1874, gestorben 1943) war zunächst im väterlichen Kolonialwarenhandel tätig. Zwei Ereignisse waren Auslöser und Grundlagen für seinen enormen wirtschaftlichen Erfolg. 1902 war der Vater früh verstorben, wegen – wie die Ärzte diagnostizierten – zu starken Koffeingenusses. Daraufhin war Roselius getrieben von dem Gedanken, dem Kaffee das Koffein zu entziehen. Zwischen 1904 und 1906 wurde unter ihm ein Verfahren der Entkoffeinierung der Kaffeebohne zur Patentreife gebracht und 1906 die weltweit erste koffeinfreie Marke »Kaffee HAG« ins Leben gerufen. Zur gleichen Zeit lernte Roselius bei Amerikaaufenthalten Frederick Winslow Taylor persönlich kennen und übernahm dessen Ideen zu prozessgesteuerten Arbeitsabläufen in der industriellen Produktion. Im sogenannten Taylorismus werden zunächst in Studien die Betriebsführung entwickelt und die Abläufe in einzelne Schritte zerlegt. Davon beeinflusst ließ Roselius sich in Bremen 1906–1907 eine Fabrik erbauen, in der die einzelnen Verfahrensschritte der Entkoffeinierung in jeweils eigenen Häusern stattfanden, die durch ein Fließband verbunden waren, übrigens das weltweit erste Fließband innerhalb eines Produktionsprozesses, noch vor Henry Fords Autofabrik. Die gesamte Fabrik war hochmodern konzipiert und einer perfekten Produktionsorganisation unterworfen. Der Reformarchitekt Hugo Wagner schuf dafür die passenden Hüllen, einen Fabrikbau mit Signalwirkung, funktional geordnet und als moderne Eisenbetonkonstruktion erbaut. Walter Gropius zählte 1913 im ersten Heft der Werkbundzeitschrift die Kaffee-HAG-Fabrik in Bremen zu den Inkunabeln des modernen, zukunftsweisenden Industriebaus. Diese Fabrik war die Grundlage des wirtschaftlichen Erfolgs, neben einer zweiten besonderen Neuerung, die Roselius einführte, nämlich der optimierten und professionalisierten Firmenwerbung.

Ludwig Roselius war einer der ersten Unternehmer, der erkannte, dass Werbung und das, was wir heute »Corporate Design« nennen, gezielt eingesetzt, stark verkaufsfördernd sein können. In seine Konzernstrategie spannte er Architektur und Kunst ein. Ein eigenes Markenzeichen (der rote Rettungsring), entworfen von Runge und Scotland, war von Beginn an präsent und identitätsstiftend, und sogar die Fabrikkulisse wurde Werbeträger (1909). Dazu wurden ergänzend auch Produkte um den Kaffee herum gestaltet, etwa das berühmte Kaffeeservice, von Runge entworfen und bei den Gebrüdern Bauscher in Weiden hergestellt, um nur ein Beispiel zu nennen. Das größte Werbespektakel aber sollte die Böttcherstraße werden. Allmählich reifte bei Roselius die Idee, eine ganze Straße zu einem großen »Schauraum« umzugestalten, einem Straßenmuseum und Produktpräsentationsbereich für »Kaffee, Kunst, Bremen und die deutsch-amerikanische Freundschaft«.

Den kulturellen Hintergrund hierfür bildete die Heimatschutzbewegung. Sie entstand um 1900, und mit der Gründung des Bundes Heimatschutz 1904 in Dresden war sie organisatorisch verankert. Sie hatte die Stärkung regionaler Identität und besonders die Pflege ländlicher und regionaler Bauweisen zum Ziel. Zu den Begründern des Bundes Heimatschutz zählten aus Bremen unter anderem die Worpsweder Maler Fritz Mackensen, Fritz Overbeck und

Heinrich Vogeler, alles Personen aus dem direkten Umkreis von Ludwig Roselius. Schon im Jahr 1900, also noch vor der Gründung des Bundes Heimatschutz, war in Bremen ein Club gleich gesinnter Persönlichkeiten gegründet worden, um »Talente in Literatur und Kunst zu fördern und das eigene Können in den Dienst der Pflege von Heimatschutz und Heimatkunst zu stellen.« Dieser Runde gehörten Literaten, Künstler und andere Vertreter des kulturellen Lebens Bremens an. Ludwig Roselius war Mitbegründer dieser »Niedersachsen Runde von 1900«, die bis heute besteht. Aus der geschlossenen Niedersachsen Runde entstand darüber hinaus 1904 ein allgemeiner, frei zugänglicher Verein, der »Verein für niedersächsisches Volkstum.«

Aus diesem Gedanken heraus schöpfte Roselius zusätzlich Inspirationen für seine Idee, eine Museumsstraße entstehen zu lassen, in der regionale, das heißt norddeutsche Kunst vielfältig präsentiert werden sollte. Roselius ging später allerdings über den Heimatschutzgedanken hinaus und stilisierte die norddeutsch, germanisch geprägte Kunst und Kultur zum alles überragenden Vorbild. Zunächst noch ideologisch neutral, ging es ihm um die Förderung der Heimatbewegung und einheimischer Künstler, zu denen er über diese Bewegung und die Niedersachsen Runde engen Kontakt aufbaute. Roselius selbst beschreibt seine Gedanken: »Die ... Böttcherstraße ist ein Versuch deutsch zu denken. Das, was ... bei uns an starken Heimatgedanken in der Luft lag, sollte dort festgehalten werden.«



Böttcherstraße, Zustand 1909

Allmählich geriet Roselius aber stärker unter den Einfluss weiterreichender Ideen der Zeit, die sich wegen der Krise der alten Ordnung und des alten Wertesystems, wegen der Schwäche der Weimarer Republik unter dem Stichwort »Urkraft des Mystischen« entwickelten. Roselius lernte Herman Wirth kennen, der mit seinen Lehren von der atlantisch-nordischen Rasse und der Wiederbelebung der Werte des Abendlandes durch die germanisch-nordische Rasse nicht nur die Nationalsozialisten, sondern breite konservative Kreise ansprach. Ausgangspunkt für die erste Hochkultur sei Atlantis gewesen, das Wirth in der Nordsee lokalisierte. Von dort seien zwischen 15.000 und 9000 vor Christus die Kulturen Europas und des vorkolumbischen Amerikas entstanden. Für Roselius, den Amerikafreund, kamen diese Thesen äußerst passend, da damit unterstellt wurde, dass die amerikanische Kultur aus dem niederdeutschen Geist heraus erschaffen sei.

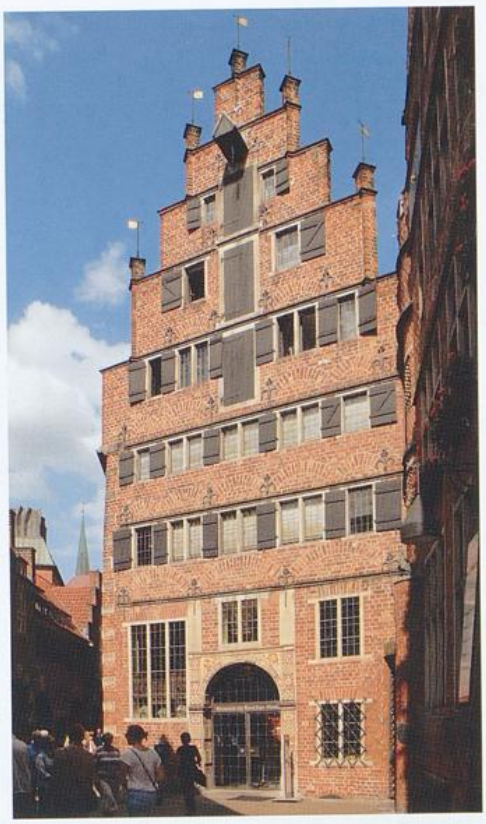
Diese kurzen Vorbemerkungen sollten andeuten, dass die Böttcherstraße nicht einfach nur als expressionistische Architektur zu kennzeichnen ist, sondern eine spezielle bremisch-norddeutsche Komponente besitzt.

Die Böttcherstraße liegt heute sehr zentral in der Bremer Innenstadt, nur wenige Meter vom Marktplatz entfernt. Im Mittelalter war dieser Bereich vom trockenen und hochwassergeschützten, höher gelegenen Marktplatz und dem Dombezirk abgetrennt durch einen Wasserlauf, die sogenannte Balge, einen Nebenarm der Weser. Es handelte sich somit sozusagen um eine Weserinsel. Auf diesem Gelände siedelten sich schon im Mittelalter Handwerker an. 1374 nannte man die Straße »Hellinchstrate alias

Bodekerstrate«, somit waren dort also Schiffbauer und Fassmacher ansässig. Die kleinteilige Bebauung und die Enge der Gasse sowie der typische Knick der Straße mit einer kleinen platzartigen Ausweitung bestanden schon sehr früh und blieben bis heute erhalten. Bis ins 19. Jahrhundert hinein, auch noch nach Verfüllung des Wasserlaufes, blieb die Böttcherstraße eine Handwerkerstraße, die jedoch allmählich verkam und Anfang des 20. Jahrhunderts zum Problem und Sanierungsfall wurde. Die Stadtverwaltung plante, Teile der Straße abzureißen und durch großformatige Neubauten zu ersetzen. Doch bevor es dazu kam, begann Ludwig Roselius die Häuser schrittweise anzukaufen.

Den Auftakt machte Roselius 1904 mit dem Erwerb des Hauses Nr. 6. Seine Intention war es, hier die ursprüngliche und unverfälschte niederdeutsche Baukultur zu präsentieren. Dazu begann er ab 1906 einen Umbau bzw. eine Art Rekonstruktion und Sanierung und bemühte sich, dem Haus eine lückenlose Vorgeschichte bis ins Mittelalter zu beschaffen. Selbstbewusst nannte er es Roselius-Haus, so als ob es der Stammsitz seiner Familie sei.

Über die Architektur hinaus sollte von Anbeginn die Böttcherstraße mit Exponaten den historischen Bogen bis in die vorgeschichtliche friesische Zeit spannen. Der Künstler und Schwager des Mäzens Ernst Müller-Scheeßel leitete zunächst die Arbeiten ganz in diesem Sinne, weswegen hier zunächst auch mehrere Vereine der Heimatschutzbewegung Platz fanden. 1928 entschloss sich der Bauherr allerdings, das Haus einer veränderten bzw. einer erweiterten Nutzung zuzuführen und es in ein kulturhistorisches privates Sammlermuseum mit heimatgeschichtlicher Ausrichtung umzugestalten. Dazu wurden das Innere mit inszenierten Stilräumen sowie die Fassade umgestaltet. Carl Eeg und Alfred Runge waren jetzt die Architekten. Ansichten von 1906, 1909 und 1928 zeigen die Entwicklungen des Hauses, wobei die Abnahme des Putzes und die Nutzung des ästhetischen und grafischen Wertes des Backsteins als erster Schritt und schließlich die Schaffung eines go-



Roselius-Haus

tisierenden Treppengiebels mit den akzentuierten, diagonal gestellten, spitz vortretenden Konsolen und Eckpfeilern mit Aufsätzen besonders auffallen. Hier zeigen sich erste Mischformen in einer expressionistischen Umdeutung von ursprünglich historisierenden Details.

Die Beschäftigung mit dem Roselius-Haus und die Kontakte zu zeitgenössischen Künstlern lassen ab 1922 allmählich die Idee reifen, die Böttcherstraße umfänglich neu zu gestalten. In diesem Jahr wollte Ludwig Roselius einen neuen Verwaltungsbau für seine Bremen-Amerika-Bank errichten. Er wählte das Grundstück über Eck, neben dem Roselius-Haus, aus, wo zur Böttcherstraße zwei Giebelhäuser entstanden, die den Eindruck von Alt-Bremer Kaufmannshäusern erweckten, aber ein modernes Kontorhaus verbargen. Die Planungen lagen bei

Haus St. Petrus

den Architekten Eduard Scotland und Alfred Runge, wobei auch hier das Ringen zwischen Heimatstil und expressionistischen Anklängen zu spüren ist. Die ersten Entwürfe gingen bei den Fassaden noch von einem Wiederaufgreifen der ursprünglichen Situation mit Packhäusern aus, während später klare befensterte Fassaden vorgeschlagen wurden. Damit war der erste Entwurf noch stärker am historisch Vorgegebenen orientiert. In der Überarbeitung erhielt die Fassade neue Akzente durch eine stärkere Symmetrisierung, durch große, aus Sandstein gerahmte Fensterflächen und den malerisch-grafischen Eindruck des Backsteins, der gemischt wurde mit Sandsteinteilen bei den Entlastungsbögen über den Fenstern. Details wie die Einlaufkästen der Dachentwässerung sowie die Mittelbekrönung der Giebel zeigen spitze expressionistische Anklänge. Die dekorative Ausgestaltung des Inneren, besonders der Schalterhalle, deutete aber die Wende im Stil klarer an. Markante expressive Details überwogen hier im Inneren, die allerdings leider verloren sind.

Zwei wichtige Ergänzungen erhielt das Gebäude 1934. Roselius ließ zwischen den Giebeln ein Glockenspiel von 30 Glocken aus Meissener Porzellan installieren. Ergänzend wurde ein Erker zwischen diesem Bau und dem Roselius-Haus eingebracht, wo sich hinter einer Öffnung nacheinander zur Musik zehn Relieftafeln zeigen. Entwerfer dieser Bildtafeln war Bernhard Hoetger, der der Amerikabegeisterung von Roselius Rechnung trug und eine Huldigung an die Atlantikbezwinger zu Wasser und in der Luft darbrachte. »Den Männern der Tat, die es heraus trieb neue Welten zu suchen«, heißt es, »Brückenbauer zwischen Europa und Amerika.«

Als nächster Bauabschnitt wurde die westliche Seite der Straße in Angriff genommen mit dem zusammenhängenden Komplex des sogenannten HAG-Hauses und dem Haus St. Petrus. 1923 begannen die Bauarbeiten. Runge und Scotland oblagen die Planungen. Es sollte eine Mischung von Ladengeschäften, Werbefenstern für HAG-Produkte, Restaurant und Kunstgewerbepräsentation werden.

Begonnen wurde 1924 mit dem Haus St. Petrus, diagonal gegenüber dem Roselius-Haus. Das Gebäude besteht aus zwei Teilen, die über Eck liegen. Eine Fassade zeigt vordergründig gotisierende Details, jedoch in einer zeittypischen expressiven Umdeutung. Die große spitzbogige Arkade setzt mit ihren Kämpfern am Boden auf. Durch Formsteine ausgebildet werden im Obergeschoss bis in den Giebel hinein drei gestaffelte Spitzbögen geführt. Ungewöhnlich in der Positionierung, aber markant steht an der linken Ecke auf einer Konsole die Figur des Fischers Petrus, geschaffen von Irmgard Roselius, der Tochter des Mäzens. Die zweite Fassade zeigt ein variationsreiches Spiel mit Backstein, drei Giebel, zwei davon mit dekorativem Muster.

Hinter den Fassaden richteten sich ein Fisch- und ein Weinrestaurant sowie Clubräume der »Bremer Gesellschaft von 1914« ein, ein Club, der sich zu Diskussionen und freiem überparteilichen Gedankenaustausch traf.

An das Haus St. Petrus schließt sich das HAG-Haus an, das 1925–1927 errichtet wurde.

Böttcherstraße, Westseite

Auch hier lag die Gesamtplanung in den Händen von Runge und Scotland. Das HAG-Haus war hauptsächlich für die Markenwerbung konzipiert, eine Kaffeeprobierstube sowie Läden und Ausstellungsräume wurden hier untergebracht. Zur Straße hin sollten die beengten Verhältnisse aufgelockert werden: Das Erdgeschoss öffnet sich als durchgehende Fußgängerarkade und im Obergeschoss teilweise als Loggia. Der ehemals kleinteiligen Parzellierung wurde Rechnung getragen durch eine aufgelockerte Bauweise, die durch Treppengiebel sowie trauf- und giebelständige Abschnitte unterteilt wurde. Der Backstein wurde hier flächig und rein grafisch eingesetzt, expressionistisch sind besonders Details der Skulptur, wie Konsolen oder Portalrahmungen.

Nach außen, in Richtung Markt, erhielt das HAG-Haus einen hoch aufragenden und markanten Giebel, der als durchbrochener Treppengiebel eine Änderung im Formverständnis andeutet. Für den Giebel schuf der Bremer Bildhauer Alois Röhr sieben monumentale und

HAG-Haus, Giebelfiguren

expressionistische Sandsteinfiguren, die sieben Faulen, die einer Sage entstammen. In strenger Gewandung und stilisierter Frisur lehnen sie sich mit ausgestrecktem Arm an und werden so mit den Bögen des Treppengiebels formal abwechselnd eine Einheit mit der Architektur.

Den Bildhauer Bernhard Hoetger hatte Ludwig Roselius bereits 1918 kennengelernt. Hoetger, 1874 geboren, absolvierte zunächst eine Steinmetzlehre und studierte schließlich an der Kunstakademie in Düsseldorf. Von 1900 bis 1907 hielt er sich in Paris auf, wo ihn besonders Auguste Rodin beeindruckte. Im Atelier von Rodin lernte er 1906 Paula Modersohn-Becker kennen, die ihm von der Bremen-Worpsweder Situation berichtete. 1909 ging Hoetger jedoch zunächst nach Darmstadt, wo er auf der Mathildenhöhe Mitglied der dortigen Künstlerkolonie wurde. 1915 siedelte er dann aber nach Worpswede über, wo er ein Haus kaufte und zum Atelier umgestaltete. Nach dem Brand dieses Hauses erbaute er sich 1921 ein neues Haus am Südhang des Worpsweder Weyerbergs, das er sehr eigenwillig mit spielerisch eingesetztem Backstein modellierte.

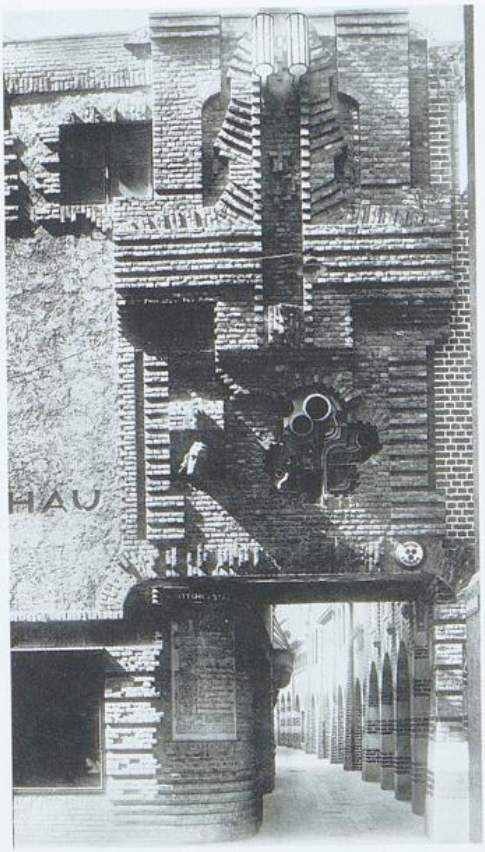
Backstein als Material für großformatige Skulpturen wählte er 1922 erstmals, als er den »Niedersachsenstein« als Gefallenendenkmal des Ersten Weltkriegs in Worpswede gestaltete. Der expressionistische, nur aus spitzen Formen und Backstein geformte Adler wirkt seltsam exotisch. Die weit ausgebreiteten Flügel sind monumental flächig, wirken aber andererseits unruhig durch die grafische Binnenzeichnung. Hoetgers Hang zum Archaischen erhält hier durch das Material eine neue Qualität.

1924–1927 erbaut Hoetger in Worpswede einen Komplex, bestehend aus einem Kaffeehaus und der sogenannten Kunstschau. Das Kaffeehaus schmückt Hoetger mit Details, die der indianischen und der asiatischen Kultur entlehnt sind. Pathetisch und unorthodox gestaltetes Fachwerk wird mit Backstein ausgefüllt, der bewegt, reliefiert und frei modelliert erscheint. Strenger dagegen ist die Kunstschau, die einen mit expressivem Backstein gestalteten Zugang besitzt, sonst sich aber eingräbt und versteckt. Der Ausstellungsbereich besteht aus einer Rotunde, die im Inneren eine atmosphärische Beleuchtung mittels eines abgehängten, kegelstumpfartigen Fensterbandes erhält.

Dies muss Roselius beeindruckt haben, denn ab 1921 reifte bei ihm der Entschluss, gegenüber dem HAG-Haus ein Museum zu errichten, das er dann später Paula Modersohn-Becker, die schon 1907 verstorben war, widmete. Zugleich sollten dort Ateliers und Kunstwerkstätten Platz finden. Er beauftragte Bernhard Hoetger mit der Planung.

Kommen wir nun also zu den beiden Bauten, die Hoetger in der Böttcherstraße errichtet hat, das Paula Modersohn-Becker-Haus und das Haus Atlantis. In der Beurteilung der Böttcherstraßenbauten von Bernhard Hoetger gehen die Meinungen der Kunstwissenschaft weit auseinander. Dass es eigenwillige Solitäre sind, ist unstrittig. Aber die spezielle Böttcherstraßen-Atmosphäre schlägt hier durch, ebenso wie andere bildhauerische und architektonische aktuelle Strömungen, sodass Hoetger eine epigonenhafte Mischung unterschiedlichster Einflüsse entstehen lässt. Das norddeutsch-regionale, aus der Backsteingotik erwachsene Kunstempfinden sollte sich entfalten. Ganz im Sinne gotischer Bauhütten ließ Hoetger deshalb oftmals den Handwerkern freie Hand, um damit das in ihrem Innersten sitzende »wahrhafte nordische Empfinden« zu fördern.

Die Planungen für das Haus begannen 1924. Am 2. Juni 1927 fand die feierliche Einweihung statt. Erst während der Planungen reifte der Entschluss, statt ein allgemeines Museum für die »Väterkundliche Sammlung« einzurichten, den Bau allein Paula Modersohn-Becker zu widmen. Roselius' Bewunderung für die Malerin war so groß, dass er demonstrativ ihren Mädchennamen voranstellte, also statt, wie es damals richtig gewesen wäre: Paula Modersohn-Becker-Haus – sie war eine geborene Becker –, nannte er zunächst das Haus: Paula Becker-Modersohn-Haus. Das Projekt fand sogleich deutschlandweit und auch darüber hinaus Beachtung in der Presse, auch weil es das erste Museum war, das einer Malerin gewidmet war.



Böttcherstraße, ehemaliger Zugang vom Markt

Böttcherstraße, Zugang nach der Veränderung

Eine Beschreibung des Hauses ist schwer zu leisten, denn alles ist in Bewegung, es gibt keine klaren einheitlichen Fassaden und keine abgegrenzten und definierten Räume. Um der Straße eine stärkere Abgeschlossenheit nach außen zu geben, baut Hoetger über den nördlichen Zugang vom Markt eine Brücke zum HAG-Haus. Dadurch entsteht eine Schaufassade, die er nutzt, um den Besucher bereits in der Annäherung einzustimmen. Über dem Durchgang setzt eine bewegte und expressive Ornamentik mit Skulptur und Licht einen markanten Akzent.

Die untere Fläche ist 1936 von Hoetger durch ein neues Relief ersetzt worden, das den »Lichtbringer«, den Erzengel Michael, zeigt. Die Umgestaltung ist als Versuch zu verstehen, sich den Nationalsozialisten anzudienen, denn der Lichtbringer wird von Hoetger nach eigener Aussage mit Hitler gleichgesetzt.

Eine gerundete Ecke mit einer Schrifttafel leitet in die Straße. Links daneben gewährt ein Schaufenster einen ersten Einblick, und in der darüberliegenden Wandfläche, wo Putz und Backstein sich bewegt ablösen, gibt die Inschrift »Kunstschau« preis, was sich hier befindet. Betritt man die Straße, so lässt sich die Fassade des Paula Becker-Modersohn-Hauses nicht vollständig wahrnehmen, zu bewegt ist sie und verdeckt durch Vor- und Rücksprünge einzelner Bereiche. Zudem ist sie leicht gebogen und dreht sich vom Betrachter weg. Ein von unruhiger Backsteinrustika gerahmtes großes Schaufenster, eingetieft in die Fassade, ist das Erste, das die Blicke des Besuchers anzieht. Darauf folgt

Paula-Becker-Modersohn-Haus, Vorhalle, durch Wiederaufbau zum Teil verändert

der Zugang zum Museum, wobei gerundete Ecken eine Sogwirkung erzeugen. Oberhalb des Eingangs tritt ein auf Konsolen ruhendes Vordach konvex hervor. Durch diesen Zugang kommt man in eine Vorhalle, die einen mystisch-geheimnisvollen Charakter besitzt. Man glaubt eine Höhle zu betreten, denn es handelt sich um einen amorphen, eckenlosen Raum mit zahlreichen Lichteffekten. Stalagmitenähnlich steht direkt zentral ein aus Backstein und schwarz lasierten Ziegeln gestalteter Sockel, der zugleich Rahmung für eine Mutter-Kind-Gruppe von Bernhard Hoetger ist. Die verputzte Decke des Raumes mit bewegten und reliefierten Oberflächen betont den Höhlencharakter, ebenso wie die Unruhe im Backstein, die wie naturgewachsen und zufällig erscheint. In Wahrheit sind allerdings Fenster, Durchblicke und Lichtbänder geschickt inszeniert. Im hinteren Teil dieser Höhle öffnet sich als Lichtpunkt der Durchgang zum Handwerkerhof, und von rechts fällt Licht herein und zeigt den Weg über die Treppe zum eigentlichen Museum. Über diese bewegte Treppe steigt man hinauf, von zunehmendem Licht geleitet. In den eigentlichen Ausstellungsräumen wird ebenfalls konsequent fortgesetzt, was sich außen andeutet. Eine plastische Durchgestaltung, fließende Formen, theatralische Inszenierungen des Lichts, um das Werk der Künstlerin zu betonen, bestimmen die Innenräume des Museums.

Von der Eingangshöhle gelangt man auch in einen kleinen Innenhof, den Handwerkerhof, dessen eine Ecke von einem markanten Treppenturm markiert wird. Eine hohe, reichhaltig reliefierte und mit Backsteinornamentik durchgestaltete Wand ragt hoch auf und kaschiert die angrenzende Nachbarbebauung. Die Ornamentik ist nicht gegenständlich, sondern rein grafisch dekorativ. In Nischen eingestellte Skulp-

Paula-Becker-Modersohn-Haus, Wand im Handwerkerhof

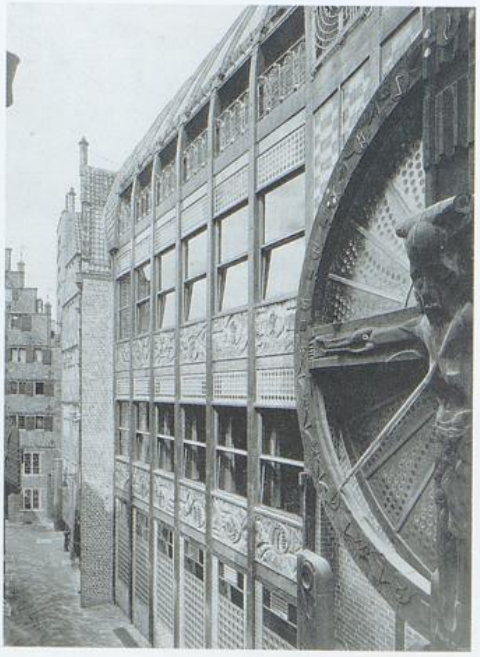
Haus Atlantis, ursprünglicher Zustand, Lebensbaum

turen sind überall anzutreffen und ergänzen das Gesamtkunstwerk.

Von 1927 bis 1931 folgte ein weiteres Bauprojekt. Südlich der Bremen-Amerika-Bank ließ Roselius von Bernhard Hoetger einen Neubau errichten, zu dem Herman Wirth mit seiner verworrenen Atlantistheorie als Berater hinzugezogen wurde. Die Weltwirtschaftskrise 1929 ließ auch den sonst liquiden Roselius nicht unbeeindruckt. Er stoppte die Planungen zunächst und forderte Einsparungen am Projekt. Deshalb konnten erst Anfang 1930 die Bauarbeiten beginnen. Angedacht war vom Bauherrn und vom Architekten ein Gebäude, das für sehr unterschiedliche Einrichtungen vorgesehen war. Hier sollten ein Museum, ein Forschungsinstitut, ein Gesellschaftstreff und ein Sportzentrum unterkommen. Die erste Idee zum Bauwerk sah einen spiralförmig aufsteigenden fließenden Raum vor, ähnlich der späteren Umsetzung beim Guggenheim-Museum von Frank Lloyd Wright. Übrig blieb davon in Bremen die große offene Treppenspindel.

Nach außen hin differierten die Fassaden des Hauses Atlantis ursprünglich sehr stark. Zur südlichen Hauptstraße, der Martinistraße, entwarf Hoetger eine traditionelle Backsteinfassade mit Werksteinteilen. Sehr beruhigt und gleichmäßig wirkt diese Front. Zur Böttcherstraße hin entstand eine dreigeteilte Fassade. Der rechte Teil wurde auch konventionell in Backstein ausgeführt. Den linken Teil aber bildete eine streng gerasterte Front in einer Skelettkonstruktion mit kupferverkleideten Stahlträgern. Glasbausteine, große Fenster, reliefierte Werksteinbrüstungen und der sparsame Einsatz von Backstein fallen auf.

Diesem zurückhaltend modernen Teil stand die überladene Portalfassade gegenüber. Über dem geduckt erscheinenden Eingang, der von kupferverkleideten Halbsäulen gerahmt wurde, erhob sich eine monumentale Eichenholzskulptur, der sogenannte Lebensbaum. Über einem Unterbau, der einem Schiffsrumpf ähnelte, befand sich dann ein riesiges Kreuz, gerahmt von einem hölzernen Jahresrad. Am Kreuz hing der



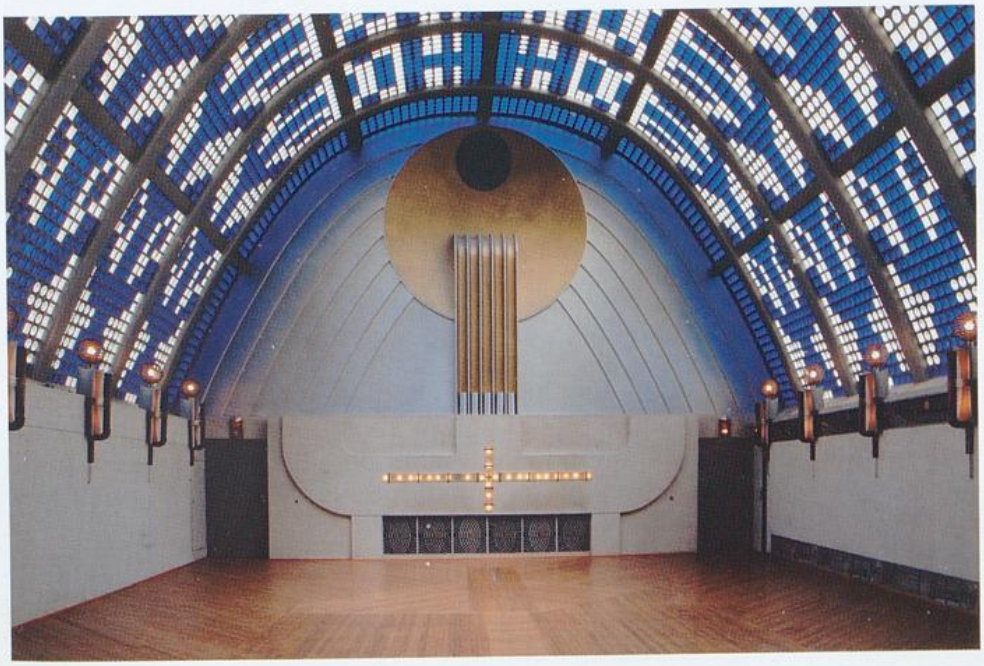
Haus Atlantis, ursprüngliche Fassade

atlantische Heilsbringer Odin. Über die Art der Darstellung Odins entbrannte ein heftiger Streit zwischen Wirth und Hoetger. Roselius schlichtete schließlich und drängte auf die künstlerische Freiheit Hoetgers. Wirth war die Darstellung Odins zu gnomenhaft und nicht arisch genug. Oberhalb des Heilsbringers wurde ein zweites Kreuz aufgesetzt, auf dem eine Sonnenscheibe mit flankierenden Schwanenköpfen den obersten Abschluss bildete. Die Flächen der Portalfassade waren mit Gittern oder Glasbausteinen ausgefüllt.

Das Haus Atlantis und andere Teile der Straße wurden im Krieg teilweise zerstört. Beim Wiederaufbau 1954 wurde diese Fassade nicht wieder aufgebaut, stattdessen wurde schließlich 1963 eine Blendwand vorgelegt, die der Düsseldorfer Bildhauer Ewald Mataré mit Kreisbändern aus Backstein künstlerisch gestaltete.

Original erhalten ist der spiralförmig gestaltete Aufgang zum eigentlichen Zentrum des Hauses Atlantis, dem Himmelssaal. Die Wendeltreppe ist als offene Lichtspindel konzipiert, mit drei Pfeilern, die mit Lichteffekten ausgestattet sind. Durch den Einsatz von Glasbausteinen kann das Licht vielfältig die Treppe durchdringen, und durch diese Art der Entmaterialisierung erhält der Treppenturm eine schwebende Leichtigkeit, zugleich eine mystische Ästhetik. Man beschreitet sozusagen den »Weg der Erleuchtung« in die oberen Räume, bis man ganz oben den Himmelssaal betritt.

Haus Atlantis, Treppenhaus



Haus Atlantis, Himmelssaal

Haus Atlantis und Robinson-Crusoe-Haus von Süden

Im Himmelssaal erwartet den Besucher eine besondere Atmosphäre. Das parabolische Tonnendach besteht aus einer Glas-Beton-Konstruktion in leuchtendem Blau und Weiß. Die Sonnenscheibe und der Lebensbaum tauchen als dekorative Elemente mehrfach auf. Bewegte, eher dem Jugendstil entlehnte Schmuckelemente zieren den Raum. Der Himmelssaal wurde hauptsächlich für Leibesübungen, Körpertüchtigungen und kulturelle Veranstaltungen genutzt. Er war der geeignete Rahmen für Vorführungen, wie zum Beispiel für den zeittypischen expressionistischen Ausdruckstanz. Vom Himmelssaal führt noch eine weitere kleine Treppe zum angrenzenden Kuppelsaal, eine ebenfalls effektvoll leuchtende Glas-Eisen-Konstruktion.

Zur Abrundung muss noch kurz das Robinson-Crusoe-Haus erwähnt werden. Dem berühmten Romanhelden widmet Roselius sein letztes Projekt. Robinson Crusoe war der Sohn eines Bremer Kaufmanns, der sich in New York angesiedelt hatte. Diese Bezüge nach Bremen waren für Roselius Grund genug, ihm hier ein Andenken zu gewähren. 1930–1931 wurde das Haus nach Plänen von Karl von Weihe errichtet. Ein konventioneller Backstein-Treppengiebel markiert den Zugang zur Böttcherstraße

von der Martinistraße. Die Seitenfassade wird von Fachwerk mit Backsteinausfachungen geprägt, dekorativ geschnitzte Balkenköpfe und andere dekorative Details wurden zurückhaltend eingebracht. Wie überall in der Böttcherstraße fanden auch hier Skulpturen von Bernhard Hoetger Aufstellung. Damit war nach rund zehn Jahren Bautätigkeit die Ausgestaltung der Böttcherstraße abgeschlossen.

Bernhard Hoetgers architektonisches Hauptwerk, die von ihm gestalteten Häuser in der Bremer Böttcherstraße, fallen in die Hochzeit expressionistischer Architektur und sind durchaus oberflächlich betrachtet auch mit diesem »Etikett« zu charakterisieren. Dennoch ist Hoetgers Werk differenzierter zu betrachten. Der Mäzen und Bauherr Ludwig Roselius war die eigentliche treibende Kraft, er wollte lokale und kulturelle norddeutsche Identität wiederbeleben und regionale Kunst fördern. Zugleich sollte die Straße als Schauraum von Kaffee-HAG gewinnbringend eingesetzt werden. Geleitet von dieser Werbeidee wuchs ab 1924 hier ein einzigartiges Ensemble, das eine gewisse Entwicklung durchlebte, vom Heimatstil ausgehend bis zur freien plastischen, durchmodellierten und begehbaren Architekturskulptur. Die unübersehbaren völkischen Gedankenansätze sollten nach dem Wunsch von Roselius durchaus auch die Nationalsozialisten beeindrucken, aber Hitler geißelte die Böttcherstraße als degenerierte Kunst. Trotz aller ideologischen Nähe passte die Böttcherstraße nicht zum »Dritten Reich«. Sie ist und bleibt ein einmaliges Kulturzeugnis für das Mäzenatentum eines Bremer Kaffeeproduzenten.

Literaturauswahl

Ludwig Roselius (Hg.), Bernhard Hoetger 1874–1949: Sein Leben und Schaffen. Herausgegeben aus Anlaß der 100. Wiederkehr seines Geburtstages, Bremen 1974

Norbert Huse, Neues Bauen 1918 bis 1933, München 1975

Wolfgang Saal, Bernhard Hoetger. Ein Architekt des norddeutschen Expressionismus, Diss. Bonn 1988

Vittorio Magnago Lampugnani u. Romana Schneider (Hg.), Moderne Architektur in Deutschland, Bd. 2, Expressionismus und Neue Sachlichkeit. Ausstellungskatalog, Frankfurt 1994

Bernhard Hoetger. Sein Werk in der Böttcherstraße Bremen. Ausstellungskatalog Bremen, Worpswede 1994

Maria Anczykowski (Hg.), Bernhard Hoetger. Skulptur, Malerei, Design, Architektur. Ausstellungskatalog Bremen, Bremen 1998

Hans Tallasch (Hg.), Projekt Böttcherstraße, Delmenhorst 2002

Wolfgang Pehnt, Die Architektur des Expressionismus, Stuttgart 1973, 3. überarb. Aufl. Stuttgart 1998

Rainer Stamm u. Daniel Schreiber (Hg.), Bau einer neuen Welt. Architektonische Visionen des Expressionismus. Ausstellungskatalog Bremen, Köln 2003

Wolfgang Pehnt, Deutsche Architektur seit 1900, München 2005

Ingo Kerls, Bernhard Hoetger – Kunsthandwerk 1906 bis 1935, Diss. Bremen 2007

Ottmar Struwe

Das Volkshaus: Ein expressionistisches Schmuckstück wurde saniert

Nach 80 Jahren wechselvoller Geschichte wurde 2008 das sogenannte Volkshaus, das ehemalige Gewerkschaftshaus und der heutige Sitz des Amts für soziale Dienste an der Hans-Böckler-Straße, von Grund auf saniert. 5,3 Millionen Euro musste Immobilien Bremen für das im Besitz der Stadt befindliche Haus aufwenden, um es unter Hinzuziehung eines freien Architektenbüros für die Zukunft fit zu machen.

In den Jahren 1926–1928 wurde das Gebäude nach den Plänen des angesehenen Bremer Architekten Richard Jansen BDA (1871–1941) erbaut. Er hatte den Auftrag, nicht nur ein Verwaltungsgebäude für die administrativen Aufgaben der Gewerkschaft zu erstellen, sondern auch einen Ort für diverse kulturelle Angebote zu schaffen.

Ein Blick auf die Raumaufteilung nach der Eröffnung des Gebäudes verdeutlicht die umfangreichen Aufgaben, die das Haus erfüllen sollte. Es war in drei Bereiche aufgeteilt: das Volkshaus mit den Geschäfts- und Versammlungsräumen der Gewerkschaft, das Jugendheim mit seinen Unterhaltungsräumen und das gemeinnützige Bestattungsinstitut der Gewerkschaft, das noch heute unter seinem Kürzel GEBEIN bekannt und tätig ist. In dem riesigen, über trapezförmigem Grundriss errichteten Bau gab es zwei Kellergeschosse mit Lagerräumen, einer Aufbahrungshalle, Kühlanlagen, Kegel-

Volkshaus an der Hans-Böckler-Straße

Volkshaus, historische Ansicht

bahnen etc., im Erd- und Zwischengeschoss Läden, Restaurants, einen Film- und Vortragssaal, im ersten Obergeschoss Büros, drei Säle, Bibliotheken, drei Wohnungen, im zweiten Obergeschoss Büros, Sitzungszimmer, drei Wohnungen und im dritten Obergeschoss Büros, ein Hotel mit 116 Betten und entsprechenden Nebenräumen; im Dachgeschoss waren u. a. für »wandernde Gewerkschafter« 20 Betten eingerichtet. In den Sälen konnten sich gleichzeitig 2300 Personen aufhalten. Insgesamt ging man von einer Aufnahmekapazität von 3500 Personen für Veranstaltungen aus.

Die starke Beanspruchung des Gebäudes bedingte eine sorgfältige Auswahl der Baustoffe: Im Inneren verwendete man vorwiegend Muschelkalkstein sowie Osterwalder- und Mainsandstein für die Architekturteile, für Fußböden und Wandbekleidungen Solnhofener Stein bzw. Keramiken, für die Treppenhäuser Klinkermaterial und Granit. Außen verbaute man Oldenburger Klinker, lediglich an den Fassaden zur Hans-Böckler-Straße und an der Straße Auf dem Kamp wurde Muschelkalkstein benutzt. Das Äußere ist durch Sprossenfenster sehr klar und einfach gegliedert. Nur im Erdgeschoss gliedert eine Reihe großflächiger Halbkreisfenster die Fassade.

Als bewusster Gegensatz zu der sachlichen Gestaltung der Fassade wurden an der Außenfront Skulpturen von Bernhard Hoetger angebracht, die expressionistisch-bewegt einen Zyklus der »Lebensstufen unter der Last schwerer Arbeit und Not« darstellten. Diese Plastiken wurden ebenso wie ein Relief im Eingangsbogen bereits fünf Jahre nach der Fertigstellung von den Nationalsozialisten als entartete Kunst gebrandmarkt und entfernt. 1979 ist der Bedeutung dieser Plastiken für die Gestaltung des Hauses Rechnung getragen worden, indem vom Bildhauer Manfred Lohrengel rekonstruierte Fassungen wieder angebracht wurden.

Seit dem Ende der NS-Diktatur wurden im Volkshaus Menschen in schwierigen Lebenslagen betreut; heute durch das Amt für soziale Dienste und das Sozialzentrum Gröpelingen/

Fassadenfigur, Kopie von M. Lohrengel

Walle. Die Aufgaben dieser sozialen Einrichtungen haben sich in der Vergangenheit ständig verändert und mit ihnen auch die Anforderungen an die von ihnen genutzten Räumlichkeiten. So kam es in den letzten Jahrzehnten zu zahlreichen baulichen Veränderungen, leider oft mit wenig Rücksichtnahme auf das Gebäude. Die bedeutendsten Beeinträchtigungen des Erscheinungsbildes waren die Entfernung der Dachgauben, des Giebelaufsatzes an der Hauptfassade sowie der Anbau an der Ostseite 1955, der jedoch immerhin in Klinkermaterial, Fenstergestaltung und Proportionen auf den Hauptbau Rücksicht nimmt. Trotz dieser Veränderungen blieb der Aussagewert des Gebäudes erhalten und natürlich auch die Bedeutung für die Bremer Gewerkschaftsgeschichte. So wurde das Volkshaus 1981 unter Denkmalschutz gestellt.

Nachdem man lange Zeit mit Reparaturen und Teilmodernisierungen den Betrieb aufrechterhalten konnte, waren die vielen räumlichen Defizite, die veraltete technische Ausstattung des Gebäudes, der ungenügende Brandschutz, die unzureichenden Sicherheitsstandards und die mangelnde Behindertengerechtigkeit im neuen Jahrtausend nicht mehr akzeptabel und machten somit eine Komplettsanierung erforderlich.

Solch eine Aufgabenstellung bietet der Denkmalpflege die Möglichkeit, missglückte Eingriffe zu korrigieren und vielleicht sogar den bauzeitlichen Zustand wieder herzustellen. Es besteht aber auch die Gefahr, dass auf den ersten Blick unscheinbare, aber authentische Zeugnisse der Baugeschichte des Hauses verloren gehen. Damit Letzteres nicht geschah, waren natürlich Begehungen des gesamten Hauses mit den Architekten notwendig. Immer wieder war dabei zu entscheiden, wie die denkmalpflegerischen Belange mit den erforderlichen Maßnahmen in Einklang zu bringen sind. Nicht umsetzbar war z. B. die weitere Nutzung des Paternosters, dessen bauliche Eigenart einen behindertengerechten Umbau unmöglich machte. Oder auch die Erneuerung einiger noch bauzeitlicher Türen, deren Qualität und Zustand einfach zu schlecht waren, um sie weiterverwenden zu können. Für eine zukunftsfähige Nutzung des Gebäudes waren diese Veränderungen unumgänglich.

Neben den unvermeidlichen Verlusten an Bausubstanz gab es während der Sanierung auch einige positive Momente. Bei den Begehungen mit den Architekten waren in den Treppenhäusern die Steinstrukturen unter dem vergilbten alten Anstrich noch zu erkennen gewesen. Selbstverständlich kam daraufhin sofort die Idee auf, die Wände freizulegen und sie wieder mit den ursprünglichen Oberflächen zu zeigen. Um durch die tiefroten und braunen Steine die Treppenhäuser aber nicht wieder zu dunkel werden zu lassen, sollte eine geschickte Lichtplanung die Treppenhäuser hell und freundlich erscheinen lassen. Alle Beteiligten waren sich damals sehr schnell einig, diese Idee auch zu realisieren. Leider war die Umsetzung dann umso langwieriger. Wie sich zeigte, hatten die Maler seinerzeit sehr gute Arbeit geleistet, sodass sich der Alt-

anstrich nur mit einem umfangreichen technischen Aufwand beseitigen ließ. Der Einsatz von Wasser, Glasperlen, Trockeneis, Quarzsand und Split erzielte leider nur ein mäßiges Ergebnis, erst die Bearbeitung mit Abbeizer und Hochdruckreiniger brachte den gewünschten Erfolg. Ein Leichtes war es im Gegensatz dazu, die Treppengeländer von ihrem unpassenden kräftig blauen Lack zu befreien und die Granitstufen zu reinigen. Nach dieser Behandlung zeigten sich die Treppenhäuser wieder in ihrem beeindruckenden ursprünglichen Erscheinungsbild.

Gleiches gilt für die Eingangshalle, die von Einbauten und Automaten befreit wurde und die nun ebenfalls die bauzeitliche Großzügigkeit zurückerhielt. Auch bei den übrigen Räumen im Erdgeschoss, wie z. B. dem ehemaligen Restaurant und jetzigen Theater, wurde versucht, die ehemaligen Raumgrößen zu bewahren. Die Veränderungen in den Fluren und Büros kann man ebenfalls als denkmalverträglich bezeichnen, ebenso wie die energetischen Maßnahmen, die im Wesentlichen die Erneuerung der Heizungsanlage und die Dämmung des Dachgeschosses betrafen.

Nicht wiederhergestellt werden konnten die markanten Gauben im Dachgeschoss, die für das äußere Erscheinungsbild des Volkshauses von großer Bedeutung gewesen wären. Aber auch so lässt sich feststellen, dass die denkmalgerecht durchgeführten Sanierungsmaßnahmen das Volkshaus erheblich aufgewertet haben und dass es jetzt für zukünftige Nutzungen gut gerüstet ist.

Treppenhaus nach Instandsetzung

Gudrun Spengler

Denkmalpflege am Klinikum Mitte – Entwicklung des Klinikgeländes

Erste Überlegungen, Gebäude auf dem Gelände des Klinikums Bremen-Mitte (damals: des Zentralkrankenhauses St.-Jürgen-Straße) unter Denkmalschutz zu stellen, gehen bis in das Jahr 1978 zurück. Der Grund dafür war der damals drohende Abriss der alten Hals-Nasen-Ohren-Klinik, im Folgenden auch Alte HNO-Klinik oder »Alte HNO« genannt. Das Bauwerk wurde in den Jahren zwischen 1847 und 1850 in Anlehnung an das Kantonsspital in Zürich (1837–42) von Baudirektor Alexander Schröder zusammen mit dem Arzt Daniel Eduard Meier als erstes modernes und speziell für seinen Zweck konzipiertes Krankenhaus Bremens erbaut (daher die alte Bezeichnung »Großes Krankenhaus«). Es war der eigentliche Ausgangspunkt der Krankenhausgründung an dieser Stelle und ursprünglich das Hauptgebäude des Krankenhausgeländes.

Auslöser für das Abbruchbegehren waren Überlegungen, an dieser Stelle einen Ersatzbau für die veraltete Frauenklinik zu errichten. Diese befand sich in einem baulich sehr schlechten Zustand und war durch ihre völlig ungeeigneten funktionalen Abläufe für einen modernen Klinikbetrieb nicht mehr tragbar. Das Areal des Zentralkrankenhauses St.-Jürgen-Straße konnte neue Gebäude jedoch kaum noch aufnehmen. Bestehende Grünflächen, insbesondere wertvoller Baumbestand, mussten unbedingt erhalten bleiben. Die Überlegungen ergaben, dass als einzig sinnvoller Standort für den Neubau einer Frauenklinik das Gelände der alten HNO-Klinik an der St.-Jürgen-Straße infrage kam. Die medizinische Versorgung in diesem ältesten Krankenhausgebäude auf dem Klinikareal war bereits Anfang der 70er-Jahre aufgrund baulicher Mängel aufgegeben und in ein anderes Gebäude verlegt worden. Eine sinnvolle Nutzung des völlig veralteten Bauwerks war für den Klinikbetrieb nicht mehr möglich. Es wurde daraufhin nur noch als Lager- und Werkstattgebäude genutzt. Der mittlerweile über lange Jahre andauernde weitgehende Leerstand führte zu einem ständigen Fortschreiten des Verfalls der Bausubstanz.

Im Jahre 1978 wurde das Thema Ersatzneubau der Frauenklinik und Abriss der alten HNO-Klinik im Beirat Östliche Vorstadt diskutiert, mit dem Ergebnis, dass der Abriss abgelehnt wurde. Als Empfehlung wurde den zuständigen Gremien aufgegeben, das Klinikgebäude unter Denkmalschutz zu stellen, die historische Bausubstanz zu sanieren und, wenn erforderlich, durch einen ergänzenden Neubau für eine medizinische Nutzung zu ertüchtigen. Es begann ein zähes Ringen um geeignete Lösungen zwischen den Verantwortlichen im Gesundheits-, Kultur- und Baubereich. Verschiedene Konzepte wurden entwickelt, darunter ein Neubau hinter oder neben dem alten Gebäude oder die Ergänzung des Altbaus mit einem Neubau an der Stelle des nach dem 2. Weltkrieg wieder aufgebauten südlichen Gebäudeflügels.

Denkmalschutz

Das Landesamt für Denkmalpflege sprach sich für den Erhalt des Gebäudes aus. Zu einer förmlichen Unterschutzstellung kam es jedoch damals noch nicht. Von der Gesellschaft der Freunde und Förderer für ein Deutsches Krankenhausmuseum e.V. wurde bestätigt, dass es sich bei dem Bauwerk um einen der wichtigsten Krankenhausbauten des 19. Jahrhunderts handelte. Sowohl die Fassadengestaltung wie auch die in-

Ehemaliges Großes Krankenhaus, sogenannte Alte HNO-Klinik

neren Strukturen galten bis ins 20. Jahrhundert als vorbildlich für den Krankenhausbau.

Im Jahre 1980 beschloss der Senat nach Eingaben, Interventionen, Beiratsbeschlüssen und nicht zuletzt Protesten aus der Bevölkerung, das Gebäude zu erhalten und nicht als Standort für den Ersatzneubau der Frauenklinik zu opfern. Es konnte in unmittelbarer Nähe der »Alten HNO« letztendlich doch noch ein Standort für den Neubau gefunden werden, der Ende 1985 bezogen wurde. Ende 1984 gründete sich der Förderverein »Allgemeines Bremer Krankenhaus von 1851«. Dieser hatte laut Satzung die Aufgaben, sich für den Erhalt des Gebäudes und die Belange der Denkmalpflege einzusetzen, Mittel für die Durchführung von Instandsetzungsarbeiten einzuwerben und bei der Suche für eine zukünftige Nutzung des Gebäudes mitzuwirken. Ab 1987 konnten von der Stiftung Wohnliche Stadt, vom Bund, von der Sparkasse und vom Krankenhaus Mittel von insgesamt 550.000 DM eingeworben werden. Von diesen Geldern wurden reine Instandsetzungsarbeiten, die allein dem Zweck der Sicherung der Bausubstanz dienten, am Dach und an der Fassade und soweit erforderlich im Inneren durchgeführt. Außerdem wurden alle Fenster erneuert.

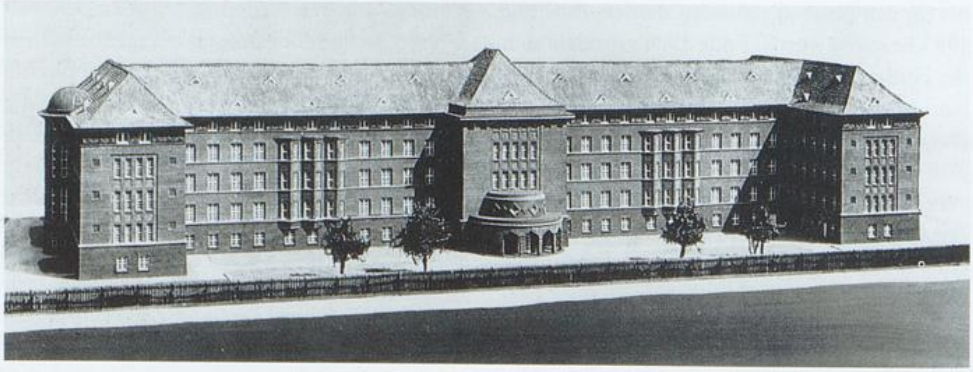
Zu diesem Zeitpunkt war über die zukünftige Nutzung noch nichts entschieden. Nachdem für den medizinischen Betrieb in der Alten HNO-Klinik und für den Neubau der Frauenklinik an anderen Stellen Ersatz gefunden worden war, bestand im Bereich der medizinischen Versorgung kein Bedarf mehr für das Gebäude. Die Suche nach einer geeigneten Nutzung, in die auch die Klinikverwaltung und Vertreter der Gesundheitsbehörde eingebunden wurden, gestaltete sich äußerst schwierig. Nachdem 1996 wieder über einen Abriss nachgedacht worden war, weil das Krankenhaus keine adäquate Nutzung fand und potenzielle Interessenten eher Konzepte verfolgt hatten, die nur mit einem Abriss des Gebäudes hätten realisiert werden können, erfolgte noch im gleichen Jahr die Unterschutzstellung als Baudenkmal. Im Jahr

1998 fand sich dann überraschend eine krankenhausbezogene Nutzung: Die Krankenpflegeschule musste ihre Räumlichkeiten auf dem Gelände aufgeben, und als Ersatz wurde das Gebäude der alten HNO-Klinik ins Gespräch gebracht. Ein Architekturbüro wurde mit der Erstellung einer Machbarkeitsstudie und einer Kostenschätzung beauftragt. Bezüglich der Finanzierung erfolgten auf verschiedenen Ebenen Gespräche und Kontakte.

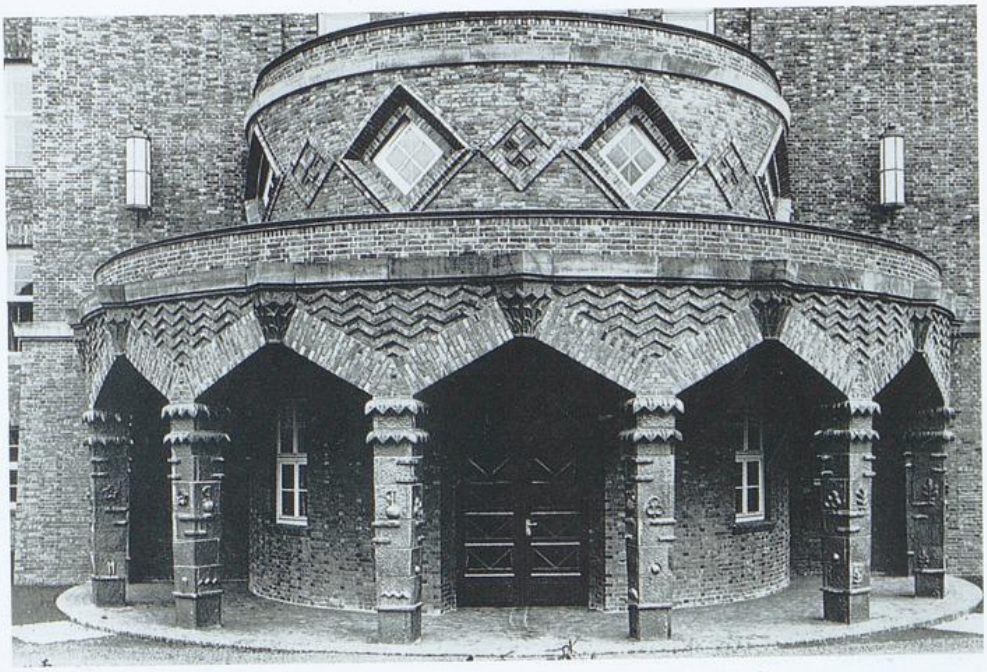
Ende 1999 konnte mit dem 1. Bauabschnitt zur Schule für Kranken- und Kinderkrankenpflege, zur MTA-Schule und für die innerbetriebliche Fortbildung begonnen werden. An der rückwärtigen Fassade erhielt das Gebäude eine Erweiterung durch den Anbau einer Cafeteria für Patienten, Besucher und Klinikpersonal. Der Anbau wurde bewusst modern mit einer gläsernen Fassade gestaltet, die ein Lamellensystem aus Lärchenholz zur Beschattung erhielt. Das Holz wird durch Verwitterung im Laufe der Jahre einen silbrigen Farbton annehmen. Durch diese Gestaltung stellt sich der Anbau als eigenständiges Objekt dar, integriert sich aber dennoch angemessen in das Erscheinungsbild der historischen Rotsteinfassade. Der Inbetriebnahme im Jahr 2001 folgte 2004 der 2. Bauabschnitt zur Erweiterung der Nutzung des Gebäudes.

Nachdem mit der »Alten HNO« das erste Krankenhausgebäude auf dem Gelände unter Denkmalschutz gestellt, erfolgreich instandgesetzt und einer neuen Nutzung zugeführt worden war, erfolgten Überlegungen, welche Objekte ebenfalls als erhaltenswürdig im Sinne des Denkmalschutzes angesehen werden könnten. In den Fokus rückten die Gebäude der Augenklinik/Urologie (ehemaliges Chirurgisches Krankenhaus, 1889–1890 errichtet von Baurat Heinrich Flügel), das Gebäude der Inneren Medizin (ehemaliges Neues Medizinisches Krankenhaus, 1927–1929 erbaut unter Leitung von Oberbaurat Johannes Ohnesorge), beide ebenfalls an der St.-Jürgen-Straße gelegen und mit der »Alten HNO« ein Ensemble bildend, sowie das Gebäude der Pathologie (Rechtsmedizin), erbaut 1913, gelegen an der Straße Am Schwarzen Meer.

Zeitgleich wurden Pläne zur Umstrukturierung des Klinikgeländes bekannt. Aus rein wirtschaftlichen Überlegungen – alle Krankenhäuser sollten zukünftig nach einem einheitlichen Kostensystem arbeiten – sollte die betriebskostenintensive Pavillonstruktur aufgegeben und zu einer kompakteren Anlage verändert werden. Ein sogenannter Masterplan wurde entwickelt. Dieser sah einen Teilersatzneubau vor, der sich von der Ecke St.-Jürgen-Straße entlang der Bismarckstraße bis zur Kinderklinik erstrecken sollte. Durch diese Gebäudekonzentration würden ca. 40 Prozent des Krankenhausgeländes nicht mehr benötigt. Etliche Gebäude, darunter auch eine Vielzahl von erhaltenswerten Bauten, könnten freigeräumt und einer neuen Nutzung zugeführt werden. Es wurde eine Untersuchung



Ehemaliges Neues Medizinisches Krankenhaus, später Innere Medizin, Haus 2, Modellfoto



Ehemaliges Neues Medizinisches Krankenhaus, Eingangsvorbau, bauzeitliche Aufnahme

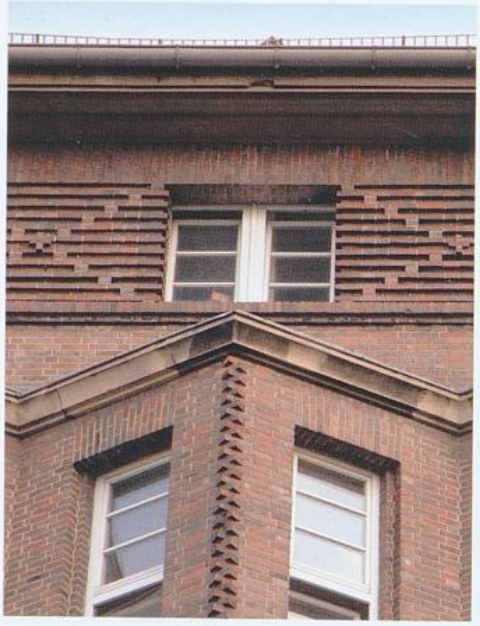
einzelner Gebäude auf ihre Erhaltenswürdigkeit unter städtebaulichen Aspekten in Auftrag gegeben. Diese Gebäude und die Flächen, die durch Abbrüche von nicht weiterverwendbarer Bausubstanz freigestellt wurden und werden, bergen ein großes, städtebaulich interessantes Potenzial. Es ergibt sich hier die Chance, ein zentral gelegenes neues Wohnquartier zu entwickeln.

Um der Krankenhausverwaltung Gelegenheit zu geben, für die denkmalwürdigen Gebäude Nutzungen zu entwickeln, die sich in die Umgestaltung der Gesamtanlage beziehungsweise in den verbleibenden Krankenhausbetrieb integrieren lassen, wurden die Eintragungen in die Denkmalliste vorbereitet, aber erst einmal zurückgestellt. Nachdem sich durch die Weiterentwicklung des Masterplanes tragbare Lösungen für den Erhalt der Gebäude ergaben, verfügte das Landesamt für Denkmalpflege im März 2007 den Denkmalschutz für die Gebäude Augenklinik/Urologie sowie Innere Medizin. Damit unterstand das komplette Ensemble der historischen Krankenhausbauten entlang der St.-Jürgen-Straße den Bestimmungen des Bremischen Denkmalschutzgesetzes.

Heutige »Innere Medizin«

Besonderes Interesse galt zu dieser Zeit dem Gebäude der heutigen Inneren Medizin. Der Masterplan sah vor, dieses Gebäude als zentrale Erschließungsmagistrale für den direkt dahinter anschließenden Teilersatzneubau zu nutzen.

Die in den Jahren 1924–1929 vom Hochbauamt unter der Leitung von Oberbaurat Hans Ohnesorge mit E. A. Zill erbaute Neue Medizinische Klinik ist der bedeutendste Bau der groß angelegten Erweiterung und Modernisierung der Krankenanstalt in den 1920er- und 30er-Jahren, zu der als zweiter Hauptbau die neue Kinderklinik zählt. In Ziegelarchitektur und als lang gestrecktes dreiflügeliges Korridorkrankenhaus erbaut, steht auch die Neue Medizinische Klinik noch in der Kontinuität der



Innere Medizin, Haus 2, Detail

beiden anderen großen Klinikgebäude Alte HNO-Klinik und Augenklinik/Urologie (ehemals Chirurgisches Krankenhaus) an der St.-Jürgen-Straße.

Die ambitionierte Gestaltung der Fassade ist dem Backsteinexpressionismus verpflichtet und gehört unter den öffentlichen Bauten Bremens zu den bedeutendsten Vertretern dieser Richtung. Bei der Gestaltung des 125 m langen Klinkerbaus war das Hochbauamt bemüht, trotz aller gebotenen Sparsamkeit Zweckmäßigkeit mit Schönheit zu verbinden. Die Baumasse wurde durch den Längsflügel mit dem vorspringenden Mittelrisalit, der den Haupteingang aufnahm, und die quer liegenden Seitenflügel gegliedert. Die Gruppen dreieckiger Erker zur St.-Jürgen-Straße gliederten die Fassade zusätzlich. Als Nebeneffekt ermöglichten sie gleichzeitig eine wirksame Belüftung der dahinterliegenden Bade-, Wasch- und Aborträume.

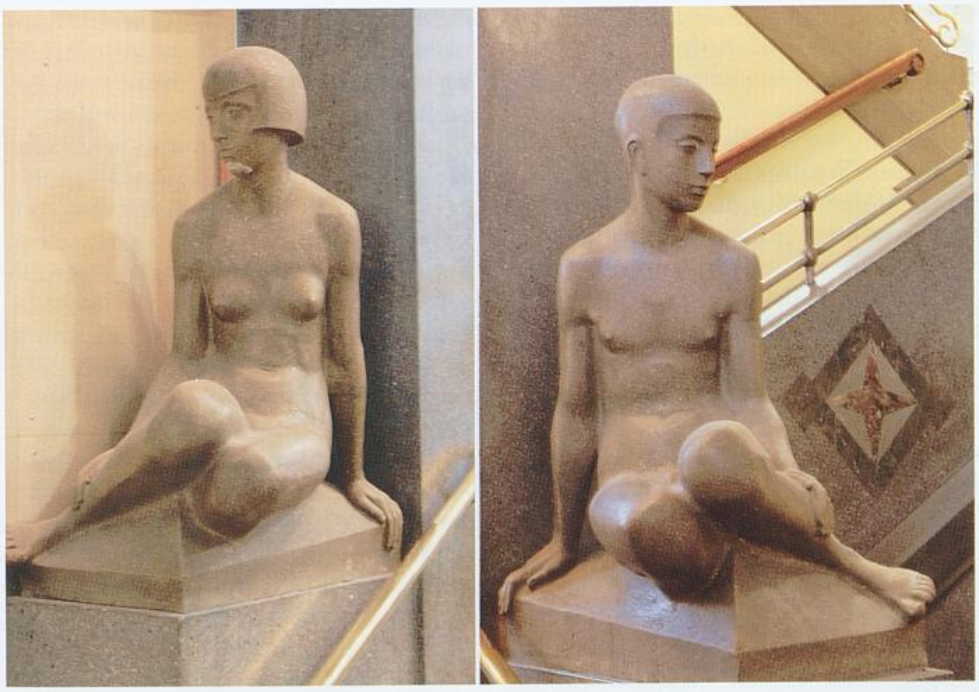
Die Farbigkeit des dunklen Bockhorner Klinkermaterials ist fein ausdifferenziert. Das Sockelgeschoss präsentiert sich im Blauton, die drei Hauptgeschosse im Rotton und das Attikageschoss schließlich im Braunton. Die Gesimse wurden aus Süntelner Sandstein hergestellt und das Dach mit grauen holländischen Tonpfannen eingedeckt. In dem turmartig vorgezogenen Mittelrisalit des Längsflügels lag das in seiner künstlerisch aufwendigen Gestaltung besonders repräsentative zweigeschossige Eingangsvestibül mit der Haupttreppe. Die inneren Architekturgliederungen bestanden aus graublauem geschliffenen Kunststein. Die Oberflächen der Wandfassung waren mit ursprünglich in Gelb schattierter Ausmalung gestaltet. Die ehemals zu dieser Ausstattung gehörenden, leider im Krieg verloren gegangenen Fenster des Vestibüls waren von dem bekannten Bremer Glasmaler Georg Karl Rohde entworfen und ausgeführt worden. Der Eingangshalle vorgelagert war zusätzlich noch ein halbrunder Vorbau, dessen Pfeiler mit Terrakotta-Zierteilen verkleidet waren. Nach erheblichen Kriegsschäden wurde dieser Bauteil später abgetragen.

Innere Medizin, Haus 2, Eingangshalle, Haupttreppe

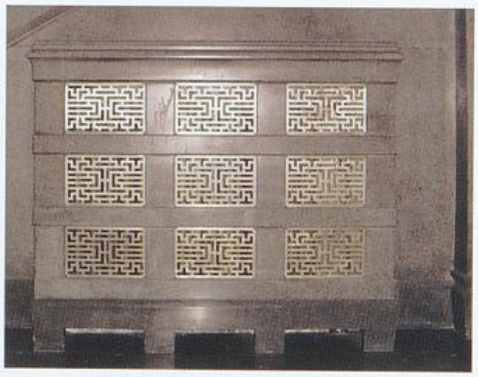
Seitlich der Eingangshalle gab es, durchgängig in allen Obergeschossen, nach links eine Frauen- und nach rechts eine Männerabteilung. Die Mehrzahl der Krankenzimmer war in allen Geschossen zur Gartenseite ausgerichtet. In der Mitte der Querflügel lagen Nebentreppenhäuser sowie Personen- und Speisenaufzüge. An die Eingangshalle im Untergeschoss, mit der Erschließung der Obergeschosse durch Bettenaufzüge, schlossen sich Aufnahmeräume mit Bädern, eine Reihe von zur Heilbehandlung dienenden Massage-, Bade- und Behandlungsräumen sowie Laboratorien und Nebenräume wie Wäschelager, Näh- und Spülräume an. Im Erdgeschoss lagen, durch je eine mittlere Liegehalle getrennt, Stationen für weibliche und männliche Privatpatienten sowie Diensträume für den Direktor, die Ärzte und leitende Schwestern.

Im 1. und 2. Obergeschoss befanden sich in dem leicht vorspringenden Mittelteil des Längsflügels, in der rückwärtigen Fassade nach Osten gelegen, nach Geschlechtern getrennte Liegehallen. Von den Fluren aus gingen gartenseitig die Patientenräume ab. In den Seitenflügeln lagen rückseitig die Freiluftsäle mit den vom Fußboden bis zur Decke reichenden Schiebefenstern (sogenanntes Dosquetsystem) zur optimalen Belichtung und Belüftung der Räume. Weil neuere Heilmethoden die Freiluftbehandlung abgelöst hatten, sind die Freiluftsäle allerdings schon vor 1950 aufgegeben worden.

Im 3. Obergeschoss befanden sich linksseitig Aufenthaltsräume für die Krankenschwestern mit Teeküche und einem Speiseraum, der durch eine Schiebewand mit einem vorgelagerten Wohnraum erweitert werden konnte. Außerdem gab es entsprechende Bäder und Aborte und ebensolche Räume für Hausmädchen. Rechtsseitig waren Wohnungen für Assistenz- und Volontärärzte untergebracht sowie im Querflügel Räume für Pfleger und Nachtwachen. Im rückseitigen Mittelbau befand sich ein Hörsaal für Lehr- und Unterrichtszwecke der Schwestern



Innere Medizin, Haus 2, Eingangshalle, Mädchen und Junge an der Haupttreppe



Innere Medizin, Eingangshalle, Heizkörperverkleidung

und für Vorträge der Ärzte, dessen fast raumhohe Eichenholzverkleidung der Wände noch erhalten ist.

Umnutzungsplanung für die Innere Medizin

Der geplante Erweiterungsbau des Klinikums Bremen-Mitte, der sogenannte Teilersatzneubau, wird direkt hinter dem Gebäude der jetzigen Inneren Medizin errichtet. Der im Mittelrisalit des Altbaus liegende Haupteingang wird als sogenannte Magistrale zukünftig das neue Klinikum erschließen.

Im Erdgeschoss sowie im 1. und 2. Obergeschoss wird es dafür einen Verbindungsbau zwischen dem Altbau und dem Neubau geben. Um die erforderlichen Durchgangsöffnungen in den Verbindungsbau zu schaffen, werden im Erdgeschoss und 1. Obergeschoss des Altbaus in der Flucht des Eingangsvestibüls die rückwärtigen Flurtrennwände entfernt. In allen drei Geschossen werden die erforderlichen Öffnungen zwischen den beiden Bauteilen durch den Abriss von Fensterbrüstungen in der Außenfassade hergestellt. Dadurch entsteht ein einladender und großzügiger Eingangsbereich zur Erschließung des Neubaus. Der Verbindungsbau wird in nördlicher Richtung um einen eingeschossigen, dem Altbau vorgelagerten Restaurantanbau erweitert. Damit wird über eine Länge von acht Fensterachsen die jetzige Außenwand zur Innenwand und damit zu einem interessanten Gestaltungselement innerhalb des Gastronomiebetriebes.

Der früher dem Haupteingang vorgelagerte halbrunde Vorbau wird in seiner Grundform und Kubatur wiederhergestellt, jedoch nicht wie ursprünglich als offene Unterfahrt, sondern als sogenannter Windfang des Vestibüls. Die Formensprache wird bewusst nicht historisierend sein, sondern soll sich mit neuzeitlichen Materialien und Oberflächenstrukturen vom historischen Gebäude abheben und als neu hinzugefügtes Bauteil erkennbar sein. Die Eingangshalle mit dem Haupttreppenlauf bleibt in ihrem überlieferten Erscheinungsbild erhalten. Der vorhandene Fußbodenbelag aus Betonwerksteinplatten wird beibehalten und wo notwendig mit neuen Platten in gleicher Größe, Struktur und Farbe ergänzt. Die Oberflächen des Haupttreppenlaufes und der Podeste sowie die originalen Geländer und Handläufe bleiben unverändert. Für den Windfang und die Halle wird ein einheitliches Beleuchtungskonzept mit hochwertigen modernen, teilweise in die Bausubstanz integrierten Leuchten entwickelt.

Der Altbau wird zukünftig nicht mehr ausschließlich für medizinische Zwecke genutzt. Es ist eine Mischnutzung aus krankenhausinternen Bereichen wie Krankenhausverwaltung, Krankenhausorganisation und betriebstechnischen Funktionsräumen sowie öffentlichen Bereichen wie Räumen für kirchliche Nutzung sowie für therapeutische und medizinische Schulungs- und Serviceeinrichtungen vorgesehen.

Mit der Umsetzung dieser Planung hat eine einst schwierige Suche, nämlich eine geeignete Nutzungsmöglichkeit zu finden, die den Erhalt des Gebäudes überhaupt erst ermöglicht, ein glückliches Ende genommen. Wie schon bei der Alten HNO-Klinik konnte auch hier eine adäquate Nutzung für die Verwendung innerhalb des Krankenhausbetriebes gefunden und dadurch eine größere Akzeptanz der Krankenhausverwaltung gegenüber der Unterschutzstellung erreicht werden.

Roswitha Kaiser

Überblick Energieeffizienz und Denkmalschutz: Was tut sich in Deutschland?

Einleitung

War es vor zwei Jahren noch der globale Klimaschutz, der in der öffentlichen Diskussion seiner Auswirkungen auf die notwendige Energie-Effizienzsteigerung des geschützten Gebäudebestands den Denkmalpflegern Kopfzerbrechen bereitete, so kommt aktuell die Energiewende hinzu, die neue Anforderungen in diese Debatte bringt, während die erstere Diskussion noch andauert. Kein anderes Thema trifft das Selbstverständnis und die geisteswissenschaftlichen Wurzeln der Denkmalpflege so in ihrem Kern wie diese neuen Herausforderungen.

In der Zwischenzeit haben sich allerdings Erkenntnisgewinne eingestellt, die mit einem leichten Vorzeichenwechsel einhergehen. Dazu folgende Feststellungen:

- Ohne die Einbeziehung des Gebäudebestandes können die ehrgeizigen Klimaschutzziele nicht erreicht werden, die gestellten Anforderungen an die CO_2-Reduktion sind nur in der Fläche zu lösen.
- Die öffentliche Diskussion um den »Verpackungswahn« im Land der »Dichter und Dämmer« im Verbund mit der guten Netzwerkarbeit der Denkmalpflegeinstitutionen hat wesentlich zu einem Umdenken der politisch Verantwortlichen über die Berücksichtigung der baukulturellen Belange beigetragen.
- Die Bedarfsberechnung der baulichen Energieeffizienz nach der Energieeinsparungsverordnung (EnEV) ist ein öffentlich-rechtlicher Standard, der mit dem tatsächlichen Energieverbrauch nicht in Deckung gebracht werden kann.
- Die Novelle der Energieeinsparungsverordnung (2013?) schwächt dämmtechnische Forderungen ab, verschiebt das Forderungsniveau jedoch in Richtung des erhöhten Einsatzes erneuerbarer Energien.
- Die Konsequenzen der Erhöhung des Anteils an erneuerbaren Energien an der Energieerzeugung sind nicht mit einem stringenten interdisziplinären Konzept durch die politisch Verantwortlichen begleitet worden.
- Viele Aspekte in der energiepolitischen Diskussion, die auch Auswirkungen auf den geschützten Baubestand haben, sind nach wie vor zu wenig berücksichtigt. Dazu gehören z. B. der zentrale Netzausbau und die Förderung dezentraler Netze für den Einsatz erneuerbarer Energien, fehlende Speicherkapazitäten für Wärme, fehlendes Know-how für die Speicherung von Strom, sozialpolitische Konsequenzen der geforderten Investitionen zur Erhöhung der Energieeffizienz, die notwendige Beeinflussung des Nutzerverhaltens, die Berücksichtigung der Energieeinsätze für Mobilität, die europäischen Vorgaben in der Abfallwirtschaftspolitik und die Ressourcenschonung.

Zwei Themen, die uns im Denkmalschutz aktuell beschäftigen, sollen hier herausgegriffen werden.

Denkmalschutz, Windparks und Netzausbau

Folgen der Energiewende treffen den Kulturgüterschutz in großräumigeren Betrachtungsmaßstäben. Die zusätzliche Ausweisung von Vorranggebieten für Windenergieanlagen oder das Repowering bestehender Anlagengruppen bringen Beeinträchtigungen mit sich. Dasselbe trifft auch zu auf die linienförmigen neuen

Trassen für den Stromtransport in leistungsstarken Überlandleitungen. Zu diesem Themenbereich wurden seitens der Arbeitsgruppe Städtebau der Vereinigung der Landesdenkmalpfleger (VdL) in jüngster Zeit Leitlinien erarbeitet, die den Umgebungsschutz der Kulturgüter unter dem Aspekt ihrer Bedeutung und vor allem unter dem Aspekt ihrer Raumwirksamkeit strukturiert darlegen.

Denkmalschutz, Förderpolitik und Beraterqualifizierung für den historischen Baubestand

Denkmalpflegerische Grundsätze wie Eingriffsminimierung, Reversibilität von Maßnahmen, Wahrung der gestalterischen Integrität helfen wenig, wenn sie im Falle zwingender anderer öffentlicher Belange nicht den Weg in eine umsetzbare Praxis finden. Durch weitverzweigte Netzwerkarbeit konnten hinsichtlich der baulichen Energieeffizienzsteigerung bei historischen Bestandsgebäuden in den letzten beiden Jahren zwei miteinander verknüpfte Ansatzpunkte gefunden werden, um den Belangen von Denkmalschutz und Denkmalpflege zu besserer Durchsetzung im Rahmen der o. g. Anforderungen zu verhelfen. Ein Hebel konnte bei der Förderpolitik des Bundes durch die KfW-Bankengruppe im Kontext der vereinbarten Klimaschutzziele angesetzt werden. Der zweite Hebel wurde geschaffen bei der Qualifizierung der Fachleute, die für Beratung, Planung und Projektbegleitung als Gebäudeenergieberater tätig sind.

Der zunächst sogenannte »Energieberater für Baudenkmale« in Abhängigkeit des etablierten KfW-Programms »Effizienzhaus Denkmal« ist seit April 2012 eingeführt, nach einem halben Jahr ist es an der Zeit, über die Erfahrungen und Probleme zu berichten.

Die Erwartungen der Denkmalpflege an den Energieberater für Baudenkmale waren hoch: »Der zertifizierte Energieberater für Baudenkmale wird [...] verpflichtender Bestandteil einer jeden Förderung energetischer Sanierung von Baudenkmalen und sonstiger besonders erhaltenswerter Bausubstanz. Er ersetzt dabei auch die Prüfung der Anträge durch die Deutsche Energie Agentur (dena). Mit dem zertifizierten Energieberater für Baudenkmale ist somit eine hohe fachliche Qualität der energetischen Beratung am Denkmal gesichert.« (Andrea Pufke, Versiert-Fortbildungsmodul Energieberater für das Baudenkmal, in: Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung [Hg.], Das Quartier im Blick, in: Energetische Erneuerung im Städtebaulichen Denkmalschutz. Informationsdienste Städtebaulicher Denkmalschutz. 37. Berlin 2012, S. 125)

Inzwischen heißt der Energieberater für Baudenkmale »Sachverständiger für das KfW-Programm Effizienzhaus Denkmal« und ist nicht zertifiziert, sondern gelistet. Die Liste wird von der neu eingeführten Koordinierungsstelle Energieberater, künftig Koordinierungsstelle »Fördersegment Effizienzhaus Denkmal«, von der Wissenschaftlich-Technischen Arbeitsgemeinschaft für Bauwerkserhaltung und Denkmalpflege e. V. (WTA) und der VdL für Baudenkmale geführt und nur nachrichtlich zentral auch von der Deutschen Energie Agentur kostenfrei vorgehalten. Die Deutsche Bundesstiftung Umwelt (DBU) bewilligte dankenswerterweise eine Förderung zum Aufbau der Koordinierungsstelle über die ersten beiden Jahre an die WTA. Die VdL ist Kooperationspartner. Durch diese Unterstützung ist es möglich, den Gesamtprozess in die breite Diskussion zu bringen und zu evaluieren. Eine Kooperation mit der Bundesarchitektenkammer und der Bundesingenieurkammer ist gewollt und vorgesehen. Intensive Gesprächsrunden laufen.

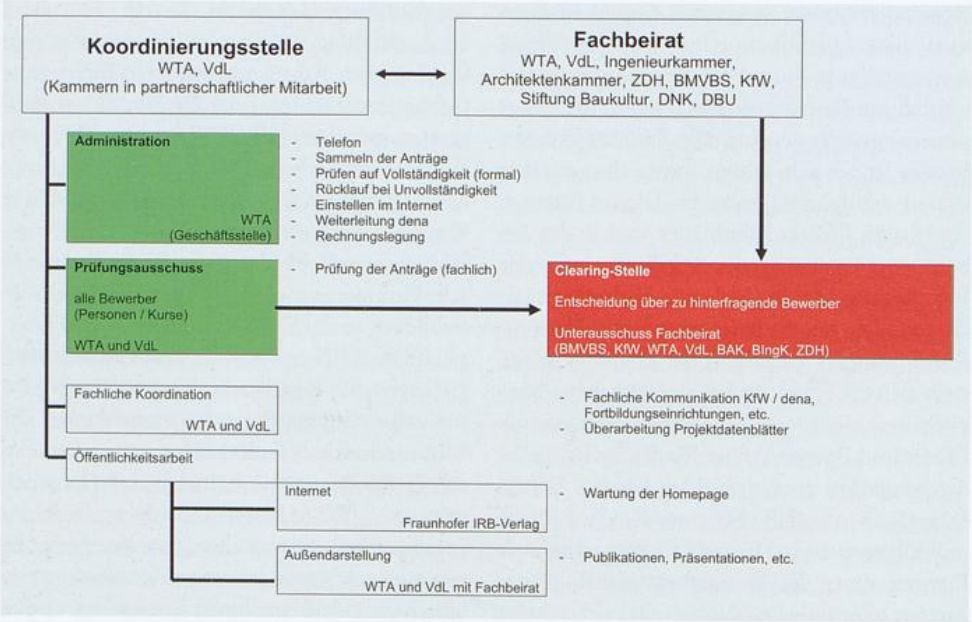
Mit Datum vom 28.09.2012 befinden sich 175 Antragsteller auf der Liste, die fast überwiegend die Ausstellungsberechtigung nach § 21 der EnEV 2009, Absatz 1, Satz 1 und 2, erfüllen und als Energieberater ausgebildet sind. Diese Qualifikation einzuhalten bedeutet, in Personalunion sowohl planerische Fähigkeiten beim Umgang mit Substanz und Erscheinungsbild des geschützten Baubestandes zu haben als auch die bauphysikalischen und rechnerischen Kenntnisse in der Anwendung der komplexen

Normen vorweisen zu können. Für die Erstliste wird diese Qualifikation bei dem jeweiligen Antragsteller in Form von drei vorzulegenden prüffähigen Referenzprojekten durch die Koordinierungsstelle geprüft. Die Projekte müssen aus den letzten acht Jahren, davon eines aus den letzten drei Jahren, stammen. Die im Internet abrufbaren Projektdatenblätter sind in der Arbeitsgruppensitzung der AG Bautechnik der VdL Anfang Mai in Schleswig-Holstein präzisiert worden, um die Referenzen besser überprüfen zu können. Aus Sicht der Denkmalpflege stellt sich die Frage, ob bei umfassenderen Bauvorhaben nicht auch eine Tandemlösung aus Planer und Energieberater für die Sachverständigenfunktion gewählt werden könnte. Dieses entspräche jedenfalls eher einer gängigen Praxis und führte nicht zur Benachteiligung von guten Planern ohne die Energieberaterausbildung. Zurzeit haben die Spezialisten für energetische Fachplanung einen Listungsvorteil, der freilich nicht automatisch zu einem denkmalgerechten Endergebnis führen muss. Der Umgang mit einem historischen Gebäude lässt sich eben nicht nur durch physikalische und mathematische Parameter definieren. Die Aufnahmekriterien werden sich also im Detail noch ändern können. Das Anerkennungsschema wird derzeit noch im Detail diskutiert. Für die Listung wird von der Koordinierungsstelle eine Bearbeitungsgebühr erhoben. Diese Gebühr ist wegen der umfangreichen Prüfung in zwei unterschiedlichen Disziplinen – Energieeffizienz und Denkmalpflege – und der Fälligkeit nur bei erfolgter Listenaufnahme wohl nicht kostendeckend. Nach Informationen der KfW-Bankengruppe lagen Ende Juni 120 Anträge/Bewilligungen für Förderungen aus dem Segment »Effizienzhaus Denkmal« vor.

Wegen des Nachweises der Unabhängigkeit, d. h. der Beauftragung der Dienstleistung als Energieberater ohne gleichzeitigen Ausführungsauftrag handwerklich-technischer Arbeitsleistungen, ist der Anteil der Handwerker in der Liste gering, obwohl der Weg in die Liste unter besonderen Voraussetzungen offen ist. Es heißt dazu auf der Homepage des Zentralverbandes des deutschen Handwerks (ZDH): »Zwar wird als Ausbildung ein abgeschlossenes Studium (Architektur, Bauingenieurwesen, Technische Gebäudeausrüstung oder Bauphysik) vorausgesetzt, jedoch hat die KfW mit der WTA vereinbart, dass sich auch Handwerker mit einer Mindestqualifikation bewerben können. Diese Voraussetzung wird erfüllt durch die Weiterbildung zum Gebäudeenergieberater Handwerk oder eine insgesamt vergleichbare Aus- und Weiterbildung in der Denkmalsanierung und Energieeffizienz. Ebenso können sich Gebäudeenergieberater des Handwerks mit langjährigen Sanierungserfahrungen an Denkmalen bei der Wissenschaftlich-Technischen Arbeitsgemeinschaft für Bauwerkserhaltung und Denkmalpflege e. V. (WTA) bewerben.« (www.zdh.de) Im Ergebnis bleibt festzuhalten, dass eine Einigung zu einzelnen Komponenten des Aufnahmeverfahrens mit den beteiligten Interessengruppen noch nicht zum Abschluss gebracht worden ist.

Zur Evaluation der mit dem KfW-Effizienzhaus Denkmal und der Listung der Sachverständigen verbundenen Fragestellungen und zur Transparenz für eine öffentliche Fachdiskussion ist der Koordinierungsstelle ein Fachbeirat unter Beteiligung verschiedener Organisationen zur Seite gestellt. Geplant ist eine erste konstituierende Sitzung im November 2012. Als Unterausschuss dieser Kommission ist eine Schiedsstelle eingerichtet, deren Aufgabe die Entscheidung über zu hinterfragende Bewerberanträge für die Listung ist (vgl. Schema).

Neben der Möglichkeit, über Referenzen gelistet werden zu können, soll der Weg zur Listung durch die Absolvierung der Fortbildung zum Energieberater für Baudenkmale beschritten werden. Struktur und Gliederung des Leitfadens zur Fortbildung »Energieberater für Baudenkmale und sonstige besonders erhaltenswerte Bausubstanz im Sinne des § 24 EnEV 2009« folgen dem Grundsatz einer Interdisziplinarität mit dem Ziel, von Planungsbeginn an die am Denkmal und seiner Bedeutung ausgerichteten möglichen energetischen und klimapolitischen Einsparziele bautechnisch und bauphysikalisch sicherzustellen. Die im Leitfaden



Schema der Funktionsweise von Energieberater-Koordinierungsstelle und Fachbeirat

in der Erstauflage vom Dezember 2011 dargestellten Inhalte und Lernziele der Ausbildung, gegliedert in sieben Module, sind Grundlage der begonnenen Fortbildungsangebote verschiedener Einrichtungen. Wegen der Anpassungsprozesse der Rahmenbedingungen für Programmgestaltung und Listung wird eine Neufassung des Leitfadens, der durch das Deutsche Nationalkomitee für Denkmalschutz (DNK) in Druck gegeben wurde, in Kürze notwendig. Auf der Website www.energieberater-denkmal.de sind aktuell drei Fortbildungseinrichtungen in Hessen, Nordrhein-Westfalen und Sachsen aufgeführt, an denen die Weiterbildung zum »Energieberater für Baudenkmale« angeboten wird.

Das Niveau der neuen Förderstufe »Effizienzhaus Denkmal« ist identisch mit dem des KfW-Effizienzhauses 115. Der Zielwert für den zu erreichenden Primärenergiebedarf ist jedoch auf 160 Prozent festgelegt. Auf einen Anforderungswert an den mittleren Wärmedurchgang der wärmeabgebenden Gebäudehülle wurde verzichtet, um die Integrität von Substanz und Erscheinungsbild dieser Gebäude bestmöglich wahren zu können und den Druck von der Fassade zu nehmen.

Bei der energetischen Ertüchtigung von Baudenkmalen und erhaltenswerten Gebäuden ist aus denkmalpflegerischer Sicht nur ein Gesamtkonzept zielführend. Neben den denkmalfachlich zu bevorzugenden ganzheitlichen Strategien zur energetischen Sanierung sind auch Einzelmaßnahmen an Bauteilen durch die KfW förderfähig. Diese Subventionierung von Maßnahmen an einzelnen Bauteilen ist aus Sicht der AG Bautechnik der VdL als kritisch anzusehen; das schrittweise Vorgehen entspricht allerdings der gängigen Sanierungspraxis. Für Baudenkmale und sonstige besonders erhaltenswerte Bausubstanz sind in der Anlage »Technische Mindestanforderungen« des KfW-Merkblattes 6000002246 Ausnahmeregelungen zur Fenstererneuerung und Wärmedämmung von Wänden definiert. Der Wärmedurchgangskoeffizient (U-Wert) der Wand mit Innendämmung darf danach max. 0,45 W/(qmK) (= Watt pro Quadratmeter Grad Kelvin) betragen. In Zukunft wird bei der Festlegung von Werten für

Vereinigung der Landesdenkmalpfleger
in der Bundesrepublik Deutschland
Arbeitskreis Bautechnik

»MASSGESCHNEIDERT«

ENERGETISCHE ERTÜCHTIGUNG VON BAUDENKMALEN

Der Arbeitskreis Bautechnik der Vereinigung der Landesdenkmalpfleger in der Bundesrepublik Deutschland hat diese Ausstellung zur energetischen Ertüchtigung von Baudenkmalen unter das Motto »MASSGESCHNEIDERT« gestellt.
Das Motto weist darauf hin, dass für Baudenkmale nur individuell zugeschnittene Lösungen sinnvoll sind. Denkmale haben unterschiedliche Konstruktionen und Gestaltungen. Wesentlich für Ihren langfristigen Fortbestand ist die Erhaltung der Substanz und des Erscheinungsbildes. Die hier vorgestellten Beispiele aus den Bundesländern zeigen anhand sehr unterschiedlicher Gebäude eine Fülle von möglichen Herangehensweisen an die energetische Ertüchtigung. Die bautechnische und denkmalpflegerische Bestandsaufnahme ist die Basis einer fachgerechten Planung.

Die KfW-Bankengruppe bietet mit dem Fördersegment »Effizienzhaus Denkmal« ein speziell auf die denkmalpflegerischen Belange abgestimmtes Programm zur energetischen Sanierung von Baudenkmalen und sonstiger besonders erhaltenswerter Bausubstanz an. Das Hinzuziehen eines Energieberaters für Baudenkmale ist verpflichtende Voraussetzung für diese Förderung. Diese sachverständigen Personen werden von der Koordinierungsstelle gelistet, die von der Wissenschaftlich Technischen Arbeitsgemeinschaft für Bauwerkserhaltung und Denkmalpflege (WTA) und der Vereinigung der Landesdenkmalpfleger in der Bundesrepublik Deutschland (VdL) vertreten wird. Nähere Einzelheiten zur Anerkennung für die Listung sind über die website www.energieberater-denkmal.de zu erfahren. Die Deutsche Bundesstiftung Umwelt (DBU) fördert den Aufbau der Koordinierungsstelle.

www.energieberater-denkmal.de

Deutsches Nationalkomitee
für Denkmalschutz

KONGRESS ZUR AUSSTELLUNG

Wir haben schon gespart ...!
Denkmalschutz sorgt für Klimaschutz

24. November 2012, 9.15 – 16.00 Uhr
Congress Center Leipzig, Raum 3

KfW-Denkmal
Effizienzhaus

DBU
Deutsche Bundesstiftung Umwelt

VEREINIGUNG DER
LANDESDENKMALPFLEGER
IN DER BUNDESREPUBLIK
DEUTSCHLAND

Titelplakat der Ausstellung der AG Bautechnik der VdL auf der Messe denkmal 2012 in Leipzig

die Wärmedurchgangskoeffizienten für Wandinnendämmung die fachliche Diskussion über die Wechselwirkung eines Innendämmsystems mit den Balkenköpfen von Holzdecken in historischen Gebäuden zu verfolgen sein.

Forschungsvorhaben sind in Bearbeitung. (U. Ruisinger, P. Kautsch, R. Plagge, Balkenköpfe und Innendämmung, in: Wärmeschutz und Altbausanierung. 22. Hanseatische Sanierungstage vom 3. bis 5. November 2011 im Ostseebad Heringsdorf/Usedom, Berlin 2011) Bei Ertüchtigung von Fenstern ist ein U-Wert von 1,6 W/(qmK) einzuhalten, dürfen diese ausgetauscht werden, gilt ein strengerer Wert von 1,4 W/(qmK). Für die Dachdämmung ist bislang keine Erleichterung der Anforderungswerte seitens der KfW eingeräumt worden. Sie wurde auch nicht seitens der Vertreter der Denkmalpflege eingefordert. Da sich allerdings hierbei einige unbefriedigende Fälle in der Förderpraxis eingestellt haben, ist dieser Punkt derzeit in der Diskussion. Das KfW-Programm »Effizienzhaus Denkmal« ist somit »lernfähig«.

Wenige Monate nach dem Start ist eine Diskussion darüber entbrannt, ob der Aufwand für eine Listung bei der Beantragung von Einzelmaßnahmen an Baudenkmalen und sonstiger erhaltenswerter Bausubstanz für die Förderung durch die KfW zu rechtfertigen sei. Bei energetisch motivierten Maßnahmen im Inneren von als erhaltenswert eingestuften Gebäuden, die nicht deren Erscheinungsbild betreffen, ist streng genommen keine Einflussmöglichkeit durch öffentlich-rechtliche Vorschriften gegeben. Freilich kann eine bauphysikalisch falsche Dämmmaßnahme auch ungeschützte Gebäude ruinieren. Aktuell scheint eine Freigabe von ausgewählten Einzelmaßnahmen wohl konsensfähig zwischen den verschiedenen Beteiligten.

Nächste Schritte

Die Tagesordnung für die erste Fachbeiratssitzung ist zusammengestellt. Das Anerkennungsschema, welches die Zugangsvoraussetzung für die Listung definiert, soll möglichst zügig verabschiedet werden. Das Fortbildungsangebot wird einen breiteren Zugang zur Energie-Effizienz-Expertenlistung ermöglichen. Statusberichte über die tatsächliche Verbesserung der Anträge auf KfW-Mittel für Baudenkmale und schützenswerte Gebäude stehen noch aus und sind mit Spannung zu erwarten. WTA, DBU, VdL nahmen die Denkmalmesse in Leipzig, die vom 22. bis 24. November 2012 stattfand, zum Anlass, eine gemeinsame Tagung mit dem Titel »Wir haben schon gespart...! Denkmalschutz sorgt für Klimaschutz« zu veranstalten. Erfahrungsberichte zum neuen KfW-Programm aus verschiedenen Blickwinkeln standen oben auf der Tagesordnung. Daneben wurden in einer Ausstellung der VdL-Arbeitsgruppe Bautechnik aus allen Bundesländern Best-practice-Objekte vorgestellt. Das Motto »maßgeschneidert« weist darauf hin, dass es auf den Einzelfall und auf individuelle Lösungen mit präziser Beratung, Planung und Baudurchführung ankommt. Dazu dient auch die Etablierung des qualifizierten Sachverständigen.

Axel Vos/Gudrun Spengler

Beispiele aus der Praxis der energetischen Ertüchtigung von eingetragenen Kulturdenkmalen in Bremen

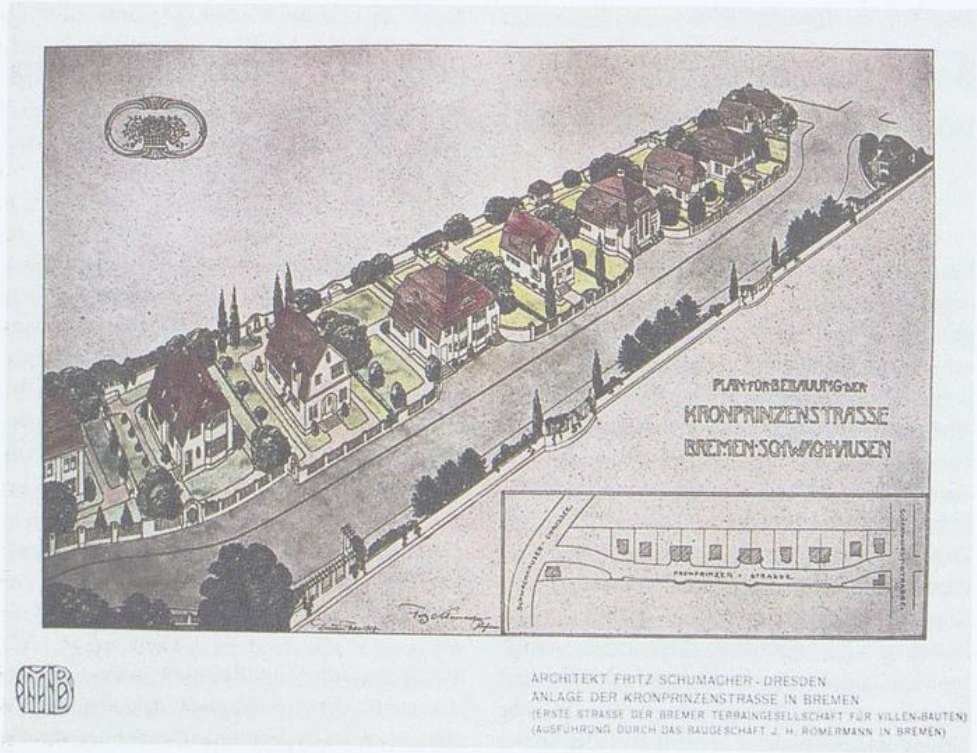
Grundsätzlich stehen sich die beiden gesellschaftspolitischen Interessen Energieeffizienz und Klimaschutz auf der einen sowie Denkmalschutz und Denkmalpflege auf der anderen Seite nicht ohne Widerspruch gegenüber. Energieeffizienz hat das Bestreben, die vorhandene Altbausubstanz dahingehend zu verändern, zu ertüchtigen oder umzubauen, dass sie mit möglichst geringem Energieeinsatz nutzbar wird. Der Denkmalschutz jedoch will den möglichst unveränderten Bestand von Bausubstanz und Erscheinungsbild historischer Gebäude gewährleisten und für kommende Generationen erhalten. Der daraus für die Kulturdenkmale und den allgemeinen Altbaubestand erwachsende Veränderungsdruck ist erheblich. Jedes Mehr an Veränderung zugunsten energiewirtschaftlicher Belange bedeutet ein Weniger an Originalsubstanz, und jede Anspruchserhöhung an den Zeugniswert schränkt unter Umständen die Möglichkeiten zur Reduzierung des Energieverbrauchs ein. Beide Aspekte müssen in jedem Einzelfall sinnvoll gegeneinander abgewogen werden.

Bei den im Folgenden beschriebenen Gebäuden handelt es sich um solche Beispiele, bei denen sich Energieeffizienz auf der einen und Erhalt von historischer Substanz und Erscheinungsbild auf der anderen Seite bei der anstehenden energetischen Ertüchtigung und Instandsetzung gegenüberstanden. Die Beispiele machen aber deutlich, dass es möglich ist, beide Aspekte angemessen zu berücksichtigen, ohne dass es einerseits zu einer Vernachlässigung möglicher Energieeinsparung kommt und ohne dass andererseits der weitgehende Erhalt von historischer Bausubstanz und überliefertem Erscheinungsbild scheitert. Sie zeigen aber auch, dass sich Energieeffizienz und Denkmalschutz oft in sinnvoller Form miteinander verbinden lassen und damit einen Beitrag zur Stadtentwicklung und zum Erhalt des Stadtbildes leisten können. Bei allen drei Beispielen handelt es sich, wie beschrieben, um eingetragene Kulturdenkmale, sodass in allen drei Fällen gemäß §24 EnEV von den Anforderungen der Energieeinsparverordnung (EnEV) abgewichen werden konnte.

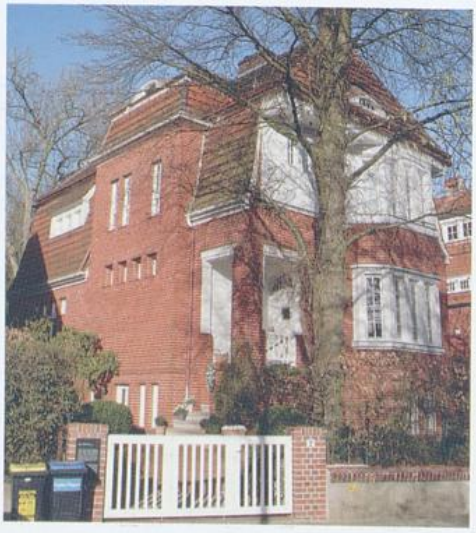
Beispiel 1: Wohnhaus Richard-Dehmel-Straße 2

1907 entstanden im Rahmen einer Gesamtplanung für die Neuanlage der damaligen Kronprinzenstraße in Bremen-Schwachhausen als Prototypen zwei einzeln stehende Wohnhäuser (Nr. 2 und Nr. 4) und ein Doppelwohnhaus (Nr. 6/8). Die Entwürfe stammten von dem aus Bremen gebürtigen Architekten Fritz Schumacher (1869–1947), der damals als Professor für Architektur an der TH Dresden lehrte, zwei Jahre bevor er als Baudirektor nach Hamburg berufen wurde. Mit den roten Klinkerbauten mit abgewalmten Mansarddächern verwirklichte Schumacher Ideen des im selben Jahr gegründeten Deutschen Werkbundes, zu dessen Gründungsmitgliedern er gehörte. Investor war die Bremer Terraingesellschaft. Die Ausführung erfolgte durch den Bremer Bauunternehmer J. H. Römermann. Nur die genannten Häuser wurden realisiert. Davon haben sich nur Nr. 2 und 4 erhalten. Das Doppelhaus Nr. 6/8 wurde 1980 abgebrochen und durch ein Mehrfamilienhaus ersetzt. Auch den beiden Häusern Nr. 2 und 4 drohte der Abriss. Deshalb wurden sie sofort unter Denkmalschutz gestellt.

Das Haus Nr. 2 war im Jahr 2006 verkauft worden. Die neuen Eigentümer beauftragten



Planung für die Richard-Dehmel-Straße, ehem. Kronprinzenstraße, aus Moderne Bauformen, Heft 7, 1908



Richard-Dehmel-Straße 2

im darauffolgenden Jahr eine Architektin, eine grundlegende Sanierung mit dem Ziel einer energetischen Ertüchtigung der Hüllflächen durchzuführen. Als Glücksfall stellte sich heraus, dass die Außenwände zweischalig ausgeführt waren, sodass die Hohlschicht mit einem Glasblähgranulat ausgeblasen werden konnte. Damit ergab sich die Möglichkeit, die Außenwände zu dämmen, ohne dass die Dämmung sichtbar wird, weder außen noch innen. Eine denkmalpflegerische Auflage war dabei, dass die Einblasöffnungen nur von innen durch die innere Schale gebohrt werden durften, um die Oberfläche der äußeren Klinkerschale nicht zu verletzen. Das Dach wurde ganz konventionell von innen mit Mineralwolle gedämmt und mit Folie winddicht abgedichtet.

Bei den Fenstern und Türen kamen unterschiedliche Vorgehensweisen zur Ausführung:

Richard-Dehmel-Straße 2, Fensterdetail

Richard-Dehmel-Straße 2, Treppenhaus mit den originalen kleinen Fenstern

1. Einbau neuer denkmalgerechter Fenster nach Befund.
2. Erhalt der authentischen Verglasung der ehemaligen Loggia (schon seit Jahrzehnten Teil des Wohnzimmers). Hier erfolgte der Einbau einer zusätzlichen inneren Verglasung.
3. Erhalt der authentischen kleinen Treppenhausfenster mit den reizvollen geschwungenen Sprossen. Hier wurden keine inneren Vorsatzfenster eingebaut, um die Innenarchitektur des Treppenhauses nicht zu zerstören. Wegen der Geringfügigkeit in Bezug auf das gesamte Haus wurde in diesem speziellen Fall auf eine energetische Ertüchtigung verzichtet.
4. Erhalt und Aufarbeitung der authentischen Haustür, hierbei keine energetische Ertüchtigung. Ersatzweise wurde eine neue denkmalgerechte, wärmegedämmte Windfangtür in Anlehnung an den Befund eingebaut.

Mit viel Liebe zum Detail hat die Bauherrin darauf geachtet, dass möglichst viele originale Bauteile erhalten blieben bzw. aufgearbeitet wurden. Beispielsweise konnte die ausführende Firma die originalen Fensterstangen mit ihren schönen Messinggriffen bei den neuen Fenstern wieder verwenden, nachdem die Bauherrin sie selbst aufgearbeitet hatte.

Nach dem ersten Winter stand schon fest, dass sich die Mühe gelohnt hatte. Die Heizkosten konnten um 70 Prozent gegenüber dem unsanierten Zustand gesenkt werden.

Die Eigentümer haben für ihr Engagement und die – in sowohl denkmalpflegerischer als auch energetischer Hinsicht – vorbildlich erfolgte Sanierung den Bremer Denkmalpreis 2010 in der Kategorie »Bauherren« gewonnen. 2011 wurde für die handwerklichen Arbeiten der Bundespreis für Handwerk in der Denkmalpflege verliehen.

Beispiel 2: Ehemaliges Amerikanisches Generalkonsulat, Präsident-Kennedy-Platz 1

Als ein Fallbeispiel für die Bauten der 1950er- und 60er-Jahre, die oft mit enormen bautechnischen und -physikalischen Mängeln, wie zum Beispiel unzureichender Schall- und Wärmedämmung behaftet und dadurch schwierig zu erhalten sind, wird hier das ehemalige Amerikanische Generalkonsulat vorgestellt. Das Gebäude wurde im Auftrag des US-State-Department 1952/53 nach Plänen des New Yorker Architekturbüros Skidmore, Owings und Merrill (SOM) in Arbeitsgemeinschaft mit dem Architekten Otto Apel aus Frankfurt am Main gebaut.

Das mit einem Flachdach abschließende dreigeschossige Hauptgebäude steht auf schlanken, von der Stahlskelett-Konstruktion gebilde-

Ehemaliges Amerikanisches Generalkonsulat vor der Sanierung, 1993

Ehemaliges Amerikanisches Generalkonsulat nach der Sanierung

ten Pfeilern und gewinnt auf diese Weise einen schwebenden Charakter. Lediglich der erdgeschossige, rechtwinklig zum Hauptgebäude angeordnete Nebenraumtrakt mit Eingangsbereich schiebt sich mit seiner Schmalseite zu einem Teil unter die aufgestelzte Grundfläche. Das Erscheinungsbild der Fassade wird geprägt durch die unverkleideten, auf die statische Notwendigkeit reduzierten Doppel-T-Träger, die als Stahlstützen die Längsseiten gliedern.

Die immer zwischen zwei Stützen liegenden Fensterachsen bestehen aus jeweils sechs zusammengefassten einflügeligen Fensterelementen. Die einfachverglasten Fenster waren als Klappflügel in Metallkonstruktion ausgebildet. Aufgesetzte, golden eloxierte Abdeckprofile betonten die schmalen Fensterprofile zusätzlich. Die Brüstungen der Fensterelemente sowie die – bis auf je zwei Fensterachsen geschlossenen – Stirnseiten waren mit Travertinplatten verkleidet.

Nach dem Auszug des Amerikanischen Generalkonsulats Ende der 80er-Jahre wurde das Gebäude von verschiedenen Firmen als Verwaltungssitz genutzt. Bestehende schlechte raumklimatische Bedingungen und die Notwendigkeit von Energieeinsparungen waren schon damals offensichtlich und machten eine umfassende energetische Sanierung des gesamten Gebäudebestandes in naher Zukunft unumgänglich.

Schon zu Beginn der Umbauplanungen wurde deutlich, dass die Fassadenelemente, bestehend aus den Klappfenstern und den mit Travertinplatten verkleideten Brüstungen, nicht zu halten waren. Die einfachverglasten Fenster und die Fensterbrüstungen entsprachen in keiner Weise den Anforderungen der Energieeinsparverordnung (EnEV). In Abstimmung mit allen Beteiligten konnten Fassadenelemente entwickelt werden, deren Fensterprofile nur unwesentlich vom Bestand abwichen. Eine Wiederverwendung der alten Travertinplatten, wie ursprünglich vorgesehen, war leider nicht möglich. Bei der Demontage konnten nur ca. 20 Prozent der Platten unversehrt geborgen werden. Außerdem entsprachen die Platten mit ihrer Stärke von 20 mm nicht der heutigen Norm für vor-

Generalkonsulat, originale Travertinplatten an der Schmalseite

gehängte Fassadenplatten mit einer Mindeststärke von 30 mm. Also mussten neue Travertin-Brüstungsplatten in entsprechender Stärke und mit auf die neue Konstruktion abgestimmten Profilabmessungen eingebaut werden. Die neuen Fassadenelemente wurden so entwickelt, dass die Fensterflügel mit einer Isoliervergla-

Generalkonsulat, Fassadendetail mit neuer Beschattungsmechanik

sung ausgeführt und die Brüstungen ausreichend gedämmt werden konnten. Um einen Teil an Originalsubstanz zu erhalten, konnte erreicht werden, dass an den Stirnseiten des Gebäudes die originalen Platten verbeiben konnten. Von innen wurde eine Dämmung in ausreichender Stärke aufgebracht. Die ungedämmten Stahlskelettstützen wurden durch eine Temperierung der Oberflächen so ertüchtigt, dass die Gefahr von Kondensatbildung nicht mehr besteht. Das Flachdach wurde entsprechend gedämmt und mit einer neuen Abdichtung versehen. Durch den geschickten Anschluss des Dämmmaterials an das umlaufende Dachabschlussprofil konnte die Attika so ausgebildet werden, dass die schmale Dachkante in der Ansicht auch weiterhin aus gestalterischen Gründen erhalten bleiben konnte.

Die in der Kategorie »Architekten« des Bremer Denkmalpflegepreises 2010 vergebene Anerkennung an das ausführende Architekturbüro ist Beleg für die energetisch und denkmalpflegerisch besonders gelungene Sanierung eines schwierigen Nachkriegsdenkmals.

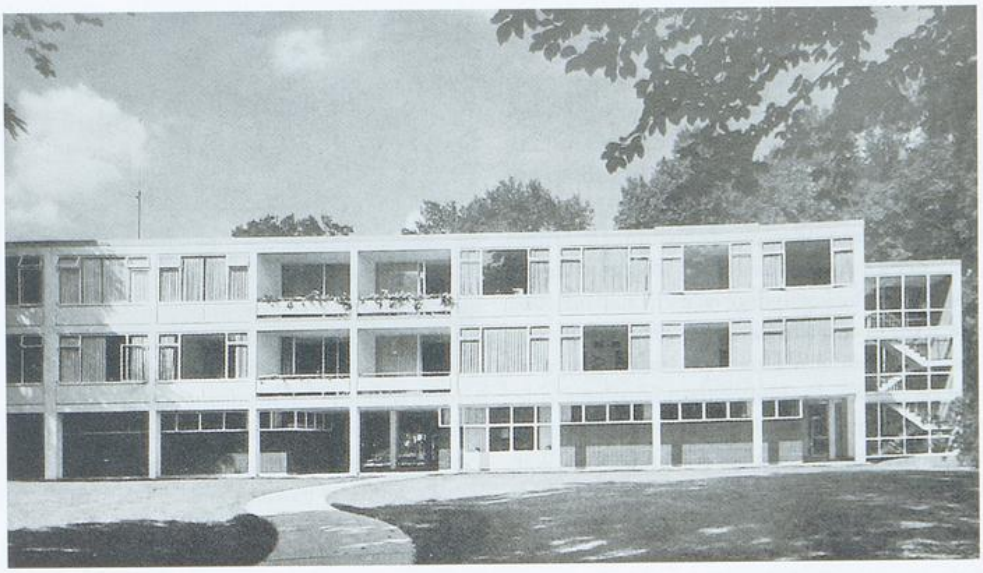
Beispiel 3: Wohnanlage Marcusallee 2–4

Etwas zeitversetzt wurde in den Jahren 1953/54 an der Marcusallee von denselben amerikanischen Architekten Skidmore, Owings & Merrill (SOM) eine Wohnanlage für die Bediensteten des Generalkonsulats der USA erbaut, ebenfalls zusammen mit dem deutschen Architekten Otto Apel.

Im Gegensatz zum Stahl-Skelettbau des Generalkonsulats wurde hier eine Stahlbeton-Skelettkonstruktion gewählt. Diese beiden eleganten, feingliedrigen Wohnblöcke mit jeweils zwei Obergeschossen mit Wohnungen und einem Sockel-(Erd-)geschoss für Bedienstete und Nebenräume wurden unter Beibehaltung des alten Baumbestandes in einen alten Park »hineinkomponiert«. Die relativ dünnen, verputzten Stahlbeton-Stützen und das zurückgesetzte, dunkel verflieste Sockelgeschoss lassen die Bauten optisch geradezu »schweben«. Dieser Eindruck wird verstärkt durch die schmal profilierten Stahlfenster, durch die filigran beidseitig verglasten Treppenhäuser und durch die offenen Laubengänge auf der nördlich gelegenen Rückseite.

Von 1966 bis 1982 wurden die Bauten durch das Universitätsbauamt Bremen bei Beibehaltung der Wohnungsgrundrisse als Bürogebäude genutzt. In dieser Zeit wurde das äußere Erscheinungsbild durch den Einbau von Holzfenstern mit wesentlich breiteren Profilen entscheidend beeinträchtigt. 1982 folgte die Nutzung durch ein Wohnheim bei nicht ausreichender bzw. unterlassener Bauunterhaltung. Der Verfall wurde nach der Jahrtausendwende immer offensichtlicher.

2009 wurden beide Häuser als Einzeldenkmale und zusammen mit dem Park als Gesamtanlage unter Denkmalschutz gestellt. Gleichzeitig liefen Verkaufsverhandlungen mit einem Investor, der hier ein Seniorenpflegezentrum einrichten wollte. Die beiden 50er-Jahre-Bauten waren dabei selbstverständlich zu erhalten bzw. wieder möglichst in den Originalzustand zu versetzen, bei gleichzeitiger energetischer Ertüchtigung. Ursprünglich war es die Vorstellung der Denkmalpflege gewesen, auch die Nutzung als reine Wohnanlage zu erhalten. Es zeigte sich jedoch, dass für die schönen, jedoch typisch US-amerikanisch geprägten Grundrisse kein Markt vorhanden war. So wurde der Umnutzung zugestimmt, um die langfristige Nutzung der Denkmale, nun als Seniorenpflegezentrum, zu erreichen. Damit alle dafür notwendigen Funktionen untergebracht werden konnten, wurde in der nordöstlichen Ecke des Grundstücks auf dem ehemaligen PKW-Parkplatz ein Ergänzungsbau errichtet. Um die inneren Funktionszusammenhänge der bestehenden Bauten mit dem Neubau zu gewährleisten, wurden verglaste Verbindungsbrücken im 1. und 2. OG erforderlich. Für die Herstellung der Barrierefreiheit wurden außen angebaute Aufzüge unumgänglich. Die massiven Aufzugsschächte bilden gleichzeitig die Stützpfeiler der Brücken, sodass die Bestandsbauten an diesen Stellen



Wohnanlage des US-Generalkonsulats, bauzeitliches Foto um 1954

Wohnanlage des US-Generalkonsulats nach Umbau zum Seniorenpflegezentrum

nicht umfangreich umgebaut werden mussten. Lediglich die Brüstungen der Laubengänge mussten teilweise herausgenommen werden.

Die neuen Nutzungsanforderungen bei gleichzeitiger Erhaltung bzw. Wiederherstellung der beiden wertvollen Denkmale stellten sowohl für die beiden mit dem Entwurf und mit der Ausführungsplanung/Bauleitung beauftragten Bremer Architektenbüros als auch für die Praktische Denkmalpflege eine Herausforderung dar. Dieses trifft insbesondere für die energetische Ertüchtigung zu, denn es war nur allzu deutlich, dass die Hüllflächen (Außenwände, Flachdächer und Decken über den arkadenartigen Umgängen im Erdgeschoss) keinerlei Wärmedämmung aufwiesen und selbstverständlich jetzt entsprechend nachgerüstet werden mussten, um überhaupt eine wirtschaftliche Weiternutzung zu ermöglichen. Der Erhalt der schlanken Stahlbeton-Stützen in den authentischen Abmessungen war eine der wichtigsten denkmalpflegerischen Auflagen. Alle Probleme zusammengenommen machten das Projekt fast zur »Quadratur des Kreises«. Hier waren unkonventionelle Ideen und viel Erfahrung bei Fragen des Denkmalschutzes, der Architektur und der Bauphysik gefragt. Ohne die Vorschläge und Berechnungen eines auf Bauphysik spezia-

Wohnanlage des US-Generalkonsulats, jetzt Seniorenpflegezentrum, Südseite

Ehemalige Wohnanlage des US-Generalkonsulats, Blick von Westen auf die jetzt verglasten Laubengänge

lisierten Sachverständigen hätte das ambitionierte Projekt nicht gelingen können. Folgende Details energetischer Ertüchtigungen wurden durchgeführt:

1. Stahlbeton-Skelett und Außenwände:
   Das Stahlbeton-Skelett und die Außenwände erhielten keine Wärmedämmung. Zur Temperierung wurden auf der Innenseite »Heizschlangen« (Vor- und Rücklauf der Heizungsanlage) verlegt, um Kondensatbildung zu vermeiden.
   Die Brüstungen unter den Fenstern wurden hinter den raumhohen Fensterelementen neu aufgemauert und gedämmt.
2. Flachdach:
   Die Flachdächer wurden mit einer aufgesetzten Dämmung versehen. Um die Aufdoppelung zu kaschieren, wurde die neue Dachkante so gestaltet, dass der Stahlbeton-Skelett-Riegel in voller Höhe sichtbar bleibt und darüber Blenden in Abstufungen die neue Höhe überspielen. Um Tauwasserprobleme und Schimmelbildung im Bereich der Riegel durch sich ergebende Kältebrücken zu vermeiden, wurden auch hier Heizschlangen verlegt.
3. Decken der arkadenartigen Umgänge:
   Unter den Decken wurde eine Außendämmung an der Hinterkante der Stützen angebracht, sodass sie von außen fast nicht wahrnehmbar ist.
4. Fenster:
   Die originalen Stahlfenster waren, wie schon beschrieben, in den 1970er-Jahren sämtlich durch unproportionierte Holzfenster ersetzt worden, welche inzwischen wegen mangelnder Pflege nach rund 40 Jahren auch schon wieder abgängig waren. Ziel der Denkmalpflege war es, ein Fenstersystem zu finden, das sowohl im Erscheinungsbild dem Original nahekam als auch die energetischen Erfordernisse erfüllte. Außerdem bestand der Wunsch vonseiten des Investors, möglichst ein Material zu finden, das wartungs-

Wohnanlage des US-Generalkonsulats, östl. Treppenhaus mit neuer Verglasung, im Hintergrund der Neubau von 2011

arm, besser noch wartungsfrei ist. Die Architekten haben dann schließlich ein kombiniertes Kunststoff-Stahl-Fenstersystem vorgeschlagen, welches nach Einbau und Begutachtung eines Musterfensters denkmalrechtlich genehmigt wurde. Die schmal profilierten weißen Kunststoff-Fensterelemente wurden außen auf den Blendrahmen und Flügeln mit schmalen, weiß pulverbeschichteten Stahl-Sonderprofilen verkleidet. Die neuen Fensterelemente kommen den originalen Stahlfenstern in der äußeren Anmutung recht nahe.

5. Treppenhäuser:
   Die sehr maroden originalen Stahlfenster-Elemente konnten bedauerlicherweise nicht erhalten werden. Hier wurde ein Aluminium-Fenstersystem verwendet. Entscheidend war, dass nicht nur die äußere Ansicht den Originalen nahekommen sollte, sondern auch die innere Ansicht. Die weiß beschichteten Profile entsprechen den Abmessungen der Stahl-Sonderprofile der Fenster (siehe 4.).
6. Laubengänge:
   Die offenen Laubengänge waren als Verbindungsflure für die neue Nutzung als Seniorenpflegeheim nicht geeignet. Deshalb mussten sie verglast und auch beheizt werden. Hier wurde dasselbe Fenstersystem verwendet wie in den Treppenhäusern. Aus denkmalpflegerischen Gründen waren die authentischen Brüstungsgeländer (Stahl mit Drahtglasscheiben) zu erhalten. Die raumhohen Fensterelemente wurden dahinter an der Hinterkante der Stützen angeordnet. Die ehemaligen Außenwände an den Laubengängen wurden nun zu Innenwänden, sodass hier keine Wärmedämmung erforderlich wurde.
7. Erdgeschoss:
   Auch hier wurden die Außenwände nicht gedämmt und innen mit Heizschlangen temperiert. Die dunklen Mettlacher Originalfliesen waren leider nicht zu halten. Sie wurden durch neue, den Originalen nahekommende Fliesen ersetzt.

Der verwilderte Park wurde von einer qualifizierten Landschaftsarchitektin saniert und, soweit es möglich war, in den ursprünglichen Zustand versetzt.

Bilanzierend kann wohl mit Recht gesagt werden, dass es bei der Sanierung dieser beiden wertvollen Denkmale gelungen ist, bei gleichzeitiger energetischer Ertüchtigung das äußere Erscheinungsbild aus den 1950er-Jahren zu erhalten. Der architektonisch qualitätvolle Ergänzungsbau, der nun das funktionelle Herzstück des Seniorenpflegezentrums darstellt, fügt sich, farblich zurückhaltend, sehr gut in das Ensemble ein, ohne seine zeitgemäße Formensprache zu verleugnen.

Alle drei Beispiele zeigen, dass es, wie anfangs bereits beschrieben, durchaus möglich ist, denkmalgeschützte Bauten verschiedener Epochen energetisch zu ertüchtigen. Wichtig ist dabei die Erkenntnis, dass nicht immer die Maximalforderungen durchgesetzt werden können, weder in energetischer noch in denkmalpflegerischer Hinsicht. Um zum Erfolg zu kommen, sind Erfahrung, Augenmaß und Flexibilität aller Beteiligten erforderlich. An dieser Stelle sei gesagt, dass dieses auch für erhaltenswerte Bauten, die nicht unter Denkmalschutz stehen, zutrifft (vgl. § 24 EnEV). Auch mit diesen Bauten muss behutsam umgegangen werden.

Wir alle sind als Bürger und als Fachleute dazu aufgerufen, unsere über Jahrzehnte und Jahrhunderte entwickelte Baukultur in Stadt und Land langfristig zu erhalten und trotzdem energetische Sanierungen durchzuführen. Die drei angeführten Beispiele sollten zeigen, dass dies bei ein wenig gutem Willen möglich ist. Allerdings ist auch klar, dass es nur Individuallösungen geben kann. Einem einseitig betrachteten »Dämmwahn« muss, ebenso wie einer realitätsblinden dogmatischen Denkmalpflege, eine klare Absage erteilt werden.

Uwe Schwartz/Rolf Kirsch

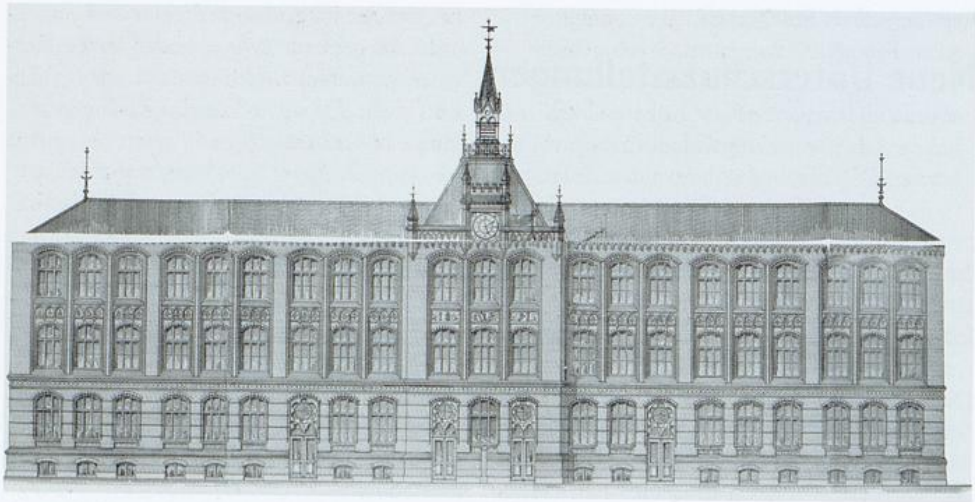
Neue Unterschutzstellungen

Schule an der Langemarckstraße in Bremen-Neustadt, Langemarckstraße 113

Die Schule an der Langemarckstraße, bis 1938 Schule an der Kleinen Allee, wurde 1891–94 als 16-klassige Volksschule vom Bremer Hochbauamt nach Entwurf des Baurats Heinrich Flügel errichtet. Zunächst war nur der nördliche Teil als Schule für acht Volksschulklassen genutzt worden, während der südliche Teil die ersten zwölf Jahre für Lehr- und Direktionsräume des gegenüber errichteten Technikums zur Verfügung gestellt wurde. Ab 1906 erfüllte dann das gesamte Gebäude seinen beabsichtigten Zweck und beherbergte im nördlichen Teil acht Mädchen- und im südlichen acht Jungenklassen.

Vor dem Hintergrund der seit dem Ende der 1870er-Jahre stetig gestiegenen Bevölkerungs-, und damit auch Schülerzahlen in Bremen entstanden in den 1880er-Jahren in rascher Folge neue Schulbauten, zunächst insbesondere im Innenstadtgebiet und in Walle. Anfang der 1890er-Jahre gab es zwar kurzzeitig einen allgemeinen Rückgang der Schülerzahlen, in einzelnen Vorstadtgebieten und der Neustadt stiegen die Zahlen allerdings weiter. In diese Zeit fallen die Schulneubauten an der Kantstraße (1892)

Schule an der Langemarckstraße



Zeichnung der Straßenfassade aus der Bauakte

und an der Kleinen Allee (1893). Ab Mitte der 1890er-Jahre bis zum 1. Weltkrieg konnte wieder stadtweit ein – teilweise dramatischer – Anstieg der Schülerzahlen verbucht werden.

Die Schule an der Kleinen Allee ist ein repräsentatives Beispiel für die „Normalschule" ihrer Zeit. Überfüllte Schulen und damit verbundene schlechte Lernbedingungen hatten seitens der Schuldeputation Ende des 19. Jahrhunderts zur Veröffentlichung eines sogenannten „Regulativs" geführt, das Normen für die Innenausstattung, bauliche Details wie die Klassenzimmermaße, das Verhältnis von Glas- zu Wandflächen und die Ausrichtung des Gebäudes festlegte, aber auch Regeln für die Gesundheitspflege und Hygiene aufstellte. Toilettenanlagen und sauberes Trinkwasser wurden nun obligatorisch. Die Gleichbehandlung von Mädchen und Jungen in einem Schulgebäude, jedoch bei gleichzeitiger räumlicher Trennung, gehörte jetzt zum Standard, Koedukation galt als pädagogisch veraltet. Um den neuen – eher medizinisch-pädagogischen als architektonisch-gestalterischen – Ansprüchen gerecht zu werden, wurde ein Schulbautyp entwickelt, der sich seit den 1880er-Jahren durchsetzte und bis zum 1. Weltkrieg für Schulneubauten in Bremen vorherrschend blieb. Flügels Vorgänger Zinkeisen gilt als Schöpfer dieses neuen Schulgebäudetyps, Flügel entwickelte und verbesserte ihn aber maßgeblich weiter.

Das neue Schulgebäude an der Kleinen Allee erfüllte mit den Spezifikationen als 16-klassig, dreigeschossig, mit einseitig bebauten Fluren, der Ausrichtung der Langseiten der Klassenräume nach Südosten, einer integrierten Hausmeisterwohnung und einer eigenen Turnhalle alle wichtigen baulichen Eckpunkte des neuen Regulativs. Die Turnhalle löste die Forderung nach Trennung von Mädchen und Jungen architektonisch. Da beide Gebäudeteile gleich gestaltet sind und die Turnhalle sowohl von den Jungen als auch von den Mädchen genutzt wurde, ermöglichte die Schule die geforderte Gleichbehandlung beider Geschlechter. Die Turnhalle entsprach mit ihren Maßen von 18 x 9 m der „normalen Dimension". Auch in der Diskussion um die Form der Klassenzimmer mit der Tendenz hin zu Langklassen ist die Schule an der Kleinen Allee ein früher Vertreter der als ideal empfundenen Maße von 6,5 x 8,5 m. Das Tageslicht wurde durch die Ausrichtung der Fenster nach Südosten optimal genutzt, da das Licht von links auf die Hand des Schülers fiel, die Klassenräume sollten aber auch nicht zu lang gestreckt sein, damit auch die hinteren

Reihen dem Unterricht gut folgen konnten. Mit 4,45 m Höhe überstiegen die Klassenzimmer an der Kleinen Allee sogar die von der Schuldeputation geforderte Raumhöhe von 3,75 m.

Baurat Heinrich Flügel (1849–1930) errichtete als ein Vertreter der sogenannten Hannoverschen Schule alle seine Schulhäuser, auch die Schule an der Langemarckstraße, als Ziegelrohbauten im Stil der Neugotik. Er entwarf den Grundriss der Volksschule ohne Einschränkung städtebaulicher Art idealtypisch über längsrechteckigem Grundriss; abgeschlossen wird der Bau von einem flachen Walmdach. Ein geringfügig vortretender Mittelrisalit trägt im Dachbereich einen Pyramidenstumpf, der ursprünglich von einem schmalen, spitzen Türmchen bekrönt wurde und der nach Osten und Westen zwei Uhrengiebel ausbildet. Der Uhrengiebel zur Straße wird umrahmt von einer ehemals auf den Ecken mit Türmchen bekrönten Balustrade; zur Straße befanden sich im Mittelrisalit ursprünglich zwei Eingänge, die heute nur noch als Fenster ausgebildet sind.

Die Fassade wird gegliedert durch einen einheitlichen, von einem Segmentbogen abgeschlossenen Fenstertyp. Jeweils drei Achsen sind zusammengerückt, wodurch sich eine dezente vertikale Ausrichtung ergibt. Stärker ausgeprägt ist jedoch die horizontale Betonung des Baukörpers durch das kräftig ausgeprägte Gesims grün glasierter Formsteine als Geschosstrennung zwischen dem ersten und zweiten Obergeschoss sowie besonders durch die durchlaufenden Blendbögen unterhalb der Fenster des zweiten Obergeschosses. Die Hoffassade zeigt eine reichere Gliederung durch neugotische Spitzbogenblendarkaden und Fensterrosetten an den vorspringenden Treppenhausrisaliten. Insgesamt ist an den Fassaden die vielseitige Verwendung von Formsteinen für die Gestaltung von Gesimsen und Fenstergewänden und die hervorragende Qualität und Bauausführung hervorzuheben.

In den Jahren 1949–1953 wurden im Zuge der erforderlichen Reparaturmaßnahmen nach dem 2. Weltkrieg und der Verbreiterung der Lan-

Mittelrisalit, in der Mittelachse (halb verschattet) das Staatswappen

gemarckstraße größere Umbauarbeiten durchgeführt. Da durch die damals als notwendig erachtete Verbreiterung der Langemarckstraße der Verkehr fortan in sehr geringem Abstand am Schulgebäude vorbei geführt werden sollte, hielt man die Eingänge an der Vorderseite des Gebäudes für zu gefährlich und beseitigte sie. 1968 wurde der Schulbetrieb an der Langemarckstraße zunächst auf den Grundschulzweig reduziert, 1982 dann ganz eingestellt. Heute wird das Gebäude von der Hochschule Bremen und einer Kindertagesstätte genutzt.

Verwaltungsgebäude der Deutschen Schiffsbank in Bremen, Domshof 17

Das im Auftrag der Neuen Deutschen Schiffspfandbriefbank AG (später Deutsche Schifffahrtsbank bzw. Deutsche Schiffsbank) 1950–1952 nach Entwürfen des bekannten Bremer Architekten und späteren Dombaumeisters Friedrich Schumacher BDA (1905–1993) gemeinsam mit Walter Görig errichtete, bis zu sechsgeschossige Bankgebäude am Domshof ist ein dezidiert städtebaulich geplantes Bauwerk

Deutsche Schiffsbank, Treppenhaus, Detail

und eines der prägnantesten und qualitätsvollsten Beispiele des konservativ-modernen Nachkriegswiederaufbaus im Bereich der Geschäftshausbauten in Bremen. Es symbolisiert als selbstbewusste Geste einer in der Schiffsfinanzierung tätigen Bankgesellschaft die Prosperität der Wirtschaftswunderzeit in einer für Bremen charakteristischen Branche, dem Schiffsbau.

Zunächst hatte Walter Görig, der Architekt der Bremer »Glocke« und als Dombaumeister Vorgänger von Friedrich Schumacher, das Bankgebäude allein gestalten sollen. Im Verlaufe der Planung wurde dann Friedrich Schumacher in die Gestaltung einbezogen. Die Hintergründe dafür erschließen sich nur unvollständig. Das Mitwirken und die letztlich erfolgte Bevorzugung Schumachers scheinen eher durch die Bauaufsicht und den »Ausschuss für Stadtbildgestaltung« als durch die Bauherrin bewirkt worden zu sein. Die Eingabepläne sind allerdings von beiden Architekten unterzeichnet.

Friedrich Schumacher gehörte in der Nachkriegszeit zu den einflussreichsten Architekten Bremens. Er war ein Cousin des gleichnamigen, ebenfalls aus Bremen gebürtigen Friedrich »Fritz« Schumacher, des bekannten Hamburger Oberbaudirektors. Für die Bremische Evangelische Kirche errichtete er zahlreiche Bauten. Seit 1961 als Nachfolger von Walter Görig Dombaumeister, betreute er die große Domrestaurierung seit 1971. Als beratender »Gebietsarchitekt« der »Aufbaugemeinschaft« war er bereits seit 1947 für das Gebiet Bischofsnadel/Buchtstraße zuständig gewesen und bot sich insofern offenbar besonders für die Übernahme des Gestaltungsauftrags für das neue Bankgebäude an.

Das Bauwerk war der erste Neubau nach dem Krieg an der Nordseite des Domshofes. Der Platz war hier aufgrund verkehrsplanerischer Überlegungen deutlich verlängert worden. Die Ecke zur Bischofsnadel, einer bis heute viel frequentierten Fußgängerverkehrsanbindung, betont der Bau als ein dort demonstrativ turmartiges Gebilde, das gegenüber dem zur gleichen Zeit bereits geplanten westlichen Nachbargebäude etwas vorspringt und es um ein Vollgeschoss überragt. An der Bischofsnadel

Bremen, Deutsche Schiffsbank, Hauptfront

setzt es sich mit nur drei Geschossen und Staffelgeschoss fort. Ursprünglich hätte der Eckbaukörper sogar noch zwei Stockwerke höher werden sollen. Dem Bau war nicht nur die Akzentuierung der Platzrückwand und der Fußgängerverkehrsachse zugedacht, sondern auch die Rolle eines städtebaulichen Gegengewichts zum Gerichtsgebäude an der Domsheide.

Das Gebäude kann als zeit- und ortstypischer Kompromiss zwischen modernen und traditionalistischen Gestaltungsideen betrachtet werden. Nimmt man nur die Grundfigur und stellt sich ein Flachdach anstelle des Walmdaches vor, so entsteht ein recht schlichter und moderner Bau. Das traditionalistische Gepräge wird durch verschiedene Elemente bewirkt. Dazu gehören die sehr klassische Gliederung in Sockelzone, Hauptgeschoss-Baukörper und Gesimsabschluss, die Dachform, die betonte Beletage mit konsolgestütztem schwach vortretenden Balkon, die konventionell gegenständliche Bauplastik »Neptun« über dem Eingangsportal, nicht zuletzt aber auch die Wahl der seit Jahrhunderten für Repräsentationsbauten Bremens charakteristischen, noblen Baumaterialien Obernkirchner Sandstein für die Fassadenverkleidung und Kupfer für die Dachhaut. Die Gestaltung des angedeuteten Konsolgesimses mit seiner Reihung flach gewölbter Stichbögen bezeichnete Schumacher explizit als »Zugeständnis an die alte Bebauung am Domshof« (zit. nach Mau 1990, s. u., S. 184).

Das in der Hauptansicht zum Domshof massive, fast abweisende Sockelgeschoss betont durch seine fast vollständige Geschlossenheit einerseits das asymmetrisch angeordnete große Eingangsportal, unterstreicht andererseits aber auch die Bestimmung des Gebäudes als Bankverwaltung durch die weit auseinanderstehenden, quadratischen kleinen Fenster, die zusätzlich noch vergittert sind. So entsteht eine »Architecture parlante«, die die Assoziation eines sicheren »Tresors« für das angelegte Geld hervorruft – obwohl in dem Bau niemals Geld verwahrt wurde, sondern lediglich Schiffsfinanzierungsgeschäfte verwaltet wurden.

Literatur

Franz-Peter Mau, Flugdächer und Weserziegel. Architektur der 50er Jahre in Bremen, hg. von der Architektenkammer Bremen, dem Deutschen Werkbund Niedersachsen-Bremen und dem Senator für Bildung, Wissenschaft und Kunst, Worpswede 1990

ISBN 978-3-8378-1036-3
9 783837 810363

Denkmalpflege in Bremen

10

2013

Schriftenreihe des Landesamtes für Denkmalpflege Bremen

Architektur der Zwanzigerjahre

Edition Temmen